Schopenhauer und Chamfort.

Ein Beitrag zur Geschichte des Pessimismus.

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Georg-August-Universität zu Göttingen

vorgelegt von

Friedrich Wilhelm Anspach
aus Wesel.

Göttingen
Druck der Univ.-Buchdruckerei von W. Fr. Kaestner.
1914.

Angenommen von der historisch-philologischen Abteilung.

Tag der mündlichen Prüfung: 15. Juli 1914.

Referent: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Baumann.

Dem Andenken meines Vaters.

Inhalt.

1. Einleitung.
2. Übersicht über die Zitate Schopenhauers.
3. Die Zitate aus Chamfort im Zusammenhang der Schopenhauerschen Werke.
4. Chamforts Lebensgang und Weltanschauung.
5. Die Quellen des Pessimismus Schopenhauers.
6. Schopenhauers Pessimismus.
7. Schlußbetrachtung.

1. Einleitung.

Man hat in Frankreich nicht selten die Anschauung vertreten, daß der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer die Grundzüge seiner pessimistischen Weltanschauung aus französischen Quellen geschöpft habe. Maurice Pelisson, der Biograph Chamforts, glaubt zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß Schopenhauer sich einige Gedanken Chamforts angeeignet habe, auf denen er dann ein vollständiges System der Entmutigung und Verzweiflung aufgebaut habe [1]). Er fußt dabei auf Äußerungen des französischen Akademikers Emile Faguet, welcher in seiner Geschichte der französischen Literatur Schopenhauer direkt vorwirft, er habe den Erben von Larochefoucauld viel geplündert, ohne dessen Erwähnung zu tun [2]). In seinen »literarischen Studien über das 17. Jahrhundert« geht Faguet fast noch weiter, indem er in einem Aufsatz über Larochefoucauld sagt, daß Schopenhauer in Deutschland sich der tiefsten Gedanken Chamforts bemächtigt habe, ohne ihn genügend zu zitieren, und auf ihnen ein ganzes System von universeller Entmutigung und Verzweiflung konstruiert habe [3]). Und Theodor Ribot findet es in seinem Werk über »die Philosophie Schopenhauers« sehr bemerkenswert, daß Schopenhauer

1) Maurice Pelisson, Chamfort. Etude sur sa vie. Paris 1895. S. 135.

2) Emile Faguet, Histoire de la literature française. Paris 1900. S. 303.

3) Emile Faguet, Dix-septième siècle. Études litéraires. Paris 1896. S. 85.

eine bedeutende Stelle Chamforts verschweige, in welcher seine ganze »Metaphysik der Liebe« im Keime enthalten sei[1]).

Je ernsthafter solche Behauptungen von anerkannten Gelehrten aufgestellt werden und je befremdender solche Äußerungen jeden mit dem Charakter und der Philosophie Schopenhauers Vertrauten berühren müssen, um so mehr erscheint es geboten, diese Behauptungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen und bis zu den Quellen von Schopenhauers pessimistischer Weltanschauung zurückzugehen.

Handelt es sich doch um einen deutschen Philosophen, der fast ein halbes Jahrhundert unbekannt und verkannt war, in den letzten fünfzig Jahren aber trotz seines Pessimismus oder vielleicht gerade wegen seiner pessimistischen Weltanschauung einen tiefgreifenden Einfluß auf das gesamte Geistesleben, auf die ästhetische, ethische und philosophische Kultur der Gegenwart ausgeübt hat. Der französische Gelehrte Th. Ribot erwartet von einer Übersetzung der Werke Schopenhauers den überraschenden Erweis, wie wenig deutsch der Philosoph sei. Schopenhauer glaubte allerdings selbst, daß seine Vorfahren aus Holland stammten, und daß erst sein Urgroßvater nach Danzig übergesiedelt sei. Aber hierin hat er sich geirrt. Neuerdings haben sorgfältige Forschungen seiner Familien-Angehörigen den Stammbaum Schopenhauers bis ins 16. Jahrhundert ganz genau festgestellt, und schon im Jahre 1439 erscheint vor dem Danziger Schöffengericht ein Erasmus Schopenhauer als Vormund. Allerdings hatte Arthur Schopenhauer auch holländisches Blut in seinen Adern, denn seine Großmutter väterlicherseits Anna Renata geb. Soermanns, war die Tochter des holländischen Residenten bei der freien Stadt Danzig.

Ribot vergleicht Schopenhauers Stil mit dem der französischen Moralisten: »ein Überfluß von Gedanken, pikanten,

---

1) Théodore Ribot, La philosophie de Schopenhauer. Paris 1874. S. 130.

geistreichen, oft poetischen Zügen, auf metaphysische Leinwand geworfen, die ihm als Band dient«. Wir aber wüßten keinen Philosophen zu nennen, welcher an Klarheit und Schönheit der Darstellung in deutscher Sprache dem Frankfurter Weisen gleichkäme oder ihn gar überträfe. Gewiß, er hat sich bemüht, keine einseitig und engherzig beschränkte Betrachtung der Dinge zu üben, er hat auch nicht durch Schranken nationaler Abgrenzung dem Geisteswalten strenge Grenzen setzen wollen. Er hat, totgeschwiegen und befehdet, ein Menschenalter zur Einsamkeit verurteilt, auf den Sieg der Wahrheit gewartet, und der Wahrheit zu dienen war seines Wesens tiefster Kern, war seines Strebens unverrückbares Ziel.

Wie aus einem Guß geschaffen tritt seine Jugendschöpfung, das Hauptwerk seines Lebens, uns entgegen, das der 30jährige in Druck gab und bis an sein Lebensende ergänzte, aber niemals zu ändern brauchte. »Die Welt als Wille und Vorstellung« war der geniale Wurf eines großen Denkers, der schon von den ersten Tagen selbständigen Denkens an sich in die Tiefen der Welträtsel versenkte und in den Zeugnissen großer Männer aller Zeiten den Widerhall des eigenen, sturmbewegten Herzens empfand. Kein Gebiet menschlichen Forschens war ihm fremd, und der Schüler und Freund des alle überragenden Goethe suchte über der kleinen Welt in der eigenen Brust die große, ewige, unendliche Welt darzustellen.

Die Annahme, Schopenhauer hätte die Grundlagen seiner Philosophie anderen Autoren entnommen und bei der Wiedergabe fremder Gedanken nicht einmal deren wahre Urheber genannt, muß von vornherein Bedenken erregen, da dies doch ein bedenkliches Zeichen eines innerlich unwahrhaftigen Charakters wäre. Einen solchen Vorwurf aber verdient Arthur Schopenhauer nicht, von dem seine Mutter Johanna einmal bekannte, noch dazu als sie bei einem Freunde bitter über den Sohn klagte, »Wahrheitsliebe ist seine größte, vielleicht seine einzige Tugend«. Mit Recht rühmt sein Biograph

Wilhelm Gwinner von ihm, daß des Polonius' Reisesegen an Laertes ihm als Talisman auf seiner Lebensreise diente: This above all: to thine ownself be true! Gwinner erwähnt hierbei aus einem Briefe des Baron Heinrich von Lotzkow, den Schopenhauer selbst den »treuesten, aufrichtigsten, besten Freund, den ich je gehabt habe«, nennt, die Worte: »Sie haben schon öfter mündlich und schriftlich alle Tugenden außer der Aufrichtigkeit verschmäht«. Diese rücksichtslose Offenheit und unerschütterliche Wahrheitsliebe hat Schopenhauer sein ganzes Leben hindurch bekundet, gleichviel, welche Folgen ihm daraus entstanden, oder welche Schlüsse man auf sein Denken und Handeln ziehen mochte.

In den Werken des vielgereisten und sprachbegabten Philosophen begegnen wir einer geradezu erstaunlichen Zahl von Zeugnissen seiner großen Belesenheit und tiefgründigen Kenntnis der Literatur aller Kultursprachen. Schon in früher Jugend führten ihn Reisen durch Holland, England, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Österreich und Deutschland, und wie er in der Privatschule eines Londoner Vorstadtgeistlichen nachhaltige Eindrücke von der Sprache und Literatur des englischen Volkes erhielt, so erwachte in dem Gymnasiasten in Gotha und Weimar bereits eine so heiße Liebe zu den Schriftwerken des klassischen Altertums, daß er noch als Greis sich rühmen durfte, deren täglichen Umgang seitdem nicht mehr ausgesetzt zu haben. In zwei von ihm hinterlassenen Verzeichnissen der von ihm gelesenen lateinischen und griechischen Schriftsteller, welche der zwanzigjährige Student in Göttingen aufgestellt und später immer wieder mit Nachträgen versehen hat, sind nicht weniger als 30 lateinische und 39 griechische Autoren mit allen ihren Hauptwerken vertreten, ohne daß diese Aufstellung Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Die Sprache Calderons hatte er sich soweit angeeignet, daß er Balthasar Gracians 300 Regeln der Lebenskunst ins Deutsche übertrug, und von jedem Gelehrten forderte er die Beherrschung der wichtigsten Sprachen der Weltliteratur. Die Schriften des Alten

Testamentes las er mit Vorliebe in der Septuaginta, und mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte er die Forschungen, welche dem Abendland die Kenntnis der Sprachen und Weltanschauungen des Orients erschließen sollten. Die so gewonnene Kenntnis der Zeugnisse denkenden und dichtenden Menschengeistes spiegelt sich in seinen Werken wider, und in weit mehr als zweitausend Zitaten finden wir Dichterworte und Sprüchwörter, Philosophensätze und Lebensregeln, Sentenzen und Redensarten in lateinischer und griechischer, in französischer und englischer, italienischer und spanischer, indischer und persischer, und nicht zuletzt natürlich auch in deutscher Sprache.

Nicht als ob etwa der französische Essayist Nicolas Chamfort unter den von Schopenhauer benutzten und angeführten Dichtern und Schriftstellern eine dominierende Rolle spielte! Dies ist überhaupt nicht betreffs der Autoren französischer Sprache der Fall. Allerdings führt Schopenhauer Chamfort fast durchweg mit dem Zeugnis aufrichtiger Zustimmung ein. Aber wir begegnen gerade unter den von ihm angeführten Franzosen einer Fülle bedeutender Namen. Voltaire und Helvetius, Rousseau und Boileau, Larochefoucauld und Labruyère, Napoléon I und Talleyrand, Descartes und Diderot, Malebranche und Montaigne, Lamartine und Bernardin de St. Pierre, Rabelais und Cousin, Corneille und Vauvenargues u. v. a. beleuchten des Denkers Gedanken in anregendem, meist zustimmendem Sinne. Daß entgegengesetzte Stimmen kaum laut werden, darf nicht befremden, da Schopenhauer seine philosophischen Argumentationen durch Beispiele aus Literatur und Leben nur stützen und bestätigen will. Er bekennt einmal selbst, daß außer Kant, dessen Philosophie er in Wahrheit nur zu Ende gedacht habe, besonders Helvetius und Cabanis in seinem Leben, d. h. in seiner intellektuellen Entwicklung Epoche gemacht haben. Wie hätte er in diesem Zusammenhang Chamfort unerwähnt lassen können, wenn er demselben einen nennenswerten Einfluß auf seine Geistesrichtung und Weltbetrachtung beigemessen hätte!

Gerade für die französische Philosophie hegte Schopenhauer ein großes Interesse, und er wird nicht müde, sich mit den französischen Denkern auseinander zu setzen. Immer wieder beklagt er den zurückgebliebenen Zustand der französischen Metaphysik, und er würde es für ein rechtes Liebeswerk halten, wenn jemand den Franzosen Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften übersetzen wollte. Die ruhmvolle Physik und Zoologie der Franzosen ermangelt nach seiner Meinung der Stütze und Kontrolle einer ausreichenden und würdigen Metaphysik; ihre Physiologie und Zoologie verdanken ihre großen Fortschritte der entschiedenen und redlichen empirischen Richtung der französischen Naturforscher. Ihre Philosophie ist über Locke und Condillac noch nicht hinausentwickelt, und Kant ist ihnen bis zu Schopenhauers letzter Lebenszeit eigentlich ganz fremd geblieben.

Es verdient als charakteristisch hervorgehoben zu werden, daß Schopenhauer zu den bevorzugten Geistern, welchen er feine Beobachtung und geistreiche Auffassung, ja sogar Betrachtung von einem etwas erhöhten Standpunkt aus zuschreibt, Theophrastus, Montaigne, Larochefoucauld, Labruyère, Helvetius, Chamfort, Addison, Shaftesbury, Shenstone und Lichtenberg rechnet. Sein Biograph W. Gwinner stellt als verwandte Geister neben Schopenhauer mit Recht: Giordano Bruno, Petrarca, Macchiavelli, Labruyère, Helvetius, Larochefoucauld, Rousseau, Chamfort, Lord Byron, Leopardi u. a. Keinem Franzosen begegnen wir in Schopenhauers Werken häufiger als Voltaire; er wird ungefähr fünfzig Mal erwähnt. Es bedarf kaum eines ausführlichen Nachweises, daß Schopenhauer und Voltaire in vieler Beziehung wesensverwandte Naturen waren, aber trotz einer Fülle von inneren Übereinstimmungen hat man doch nie die Behauptung aufgestellt, Schopenhauer sei in seiner Weltanschauung durch Voltaire bestimmt und habe aus ihm Wesentliches geschöpft. Ebenso wenig, wie diese Behauptung bei Voltaire berechtigt wäre, läßt sie sich ernstlich bei Chamfort begründen.

2. Übersicht über die Zitate Schopenhauers.

Ehe wir die Zitate aus Chamforts Schriften zusammenstellen, seien zunächst einige allgemeine Bemerkungen zu Schopenhauers Zitationen erlaubt. Die Behandlung und Vergleichung der Citate wird neuerdings sehr erleichtert durch die ausgezeichnete neue, allerdings gegenwärtig noch nicht abgeschlossene Gesamtausgabe von Schopenhauers Werken, welche sein hervorragendster Schüler Paul Deussen veranstaltet. Hier wird der Text in möglichst absoluter Korrektheit wiedergegeben, alle hinterlassenen Zusätze und Schriftstücke, auch die bisher unveröffentlichten, vereinigt und sorgfältig ausgearbeitete, wertvolle Anhänge dargeboten. Die Zitate aus Schopenhauers Werken werden im folgenden nur nach den Ausgaben von Eduard Grisebach und Paul Deussen angegeben, da sich nach beiden auch die Stellen in der ersten Gesamtausgabe von Julius Frauenstädt leicht feststellen lassen.

Vergleichen wir zunächst die erste und zweite Ausgabe seines Hauptwerkes, »die Welt als Wille und Vorstellung«, dessen erster Band, im Jahre 1819 erschienen, die Grundlage seiner Weltanschauung enthält, und dessen zweiter Band zum ersten Male, mit dem ersten Band in zweiter Auflage vereint, im Jahre 1844 erschien; der erste Band wurde hier nur ergänzt, nicht aber geändert.

Im ersten Bande dieses Hauptwerks, welches Schopenhauer in den Jahren 1814 bis 1818 in Dresden schrieb, finden wir 233 Zitate. Eine Zusammenstellung ihrer Autoren bietet ein interessantes Bild von dem Kreise der Schriftsteller und Dichter, welchen Schopenhauer seine Zitate entnahm:

Aus der deutschen Literatur werden genannt: Goethe 9 mal, Angelus Silesius 2 mal, Schiller 2, Meister Eckart 1, Bibel 1, allgemeinen Charakters: 1.

Lateinische Zitate: Horaz 11, Seneka 6, Cicero 4, Lukrez 3, Vergil 2, Ovid 2, Augustin 2, Spinoza (in lat. Sprache) 7, Baco 2, Hobbes 2, und je einmal: Plinius, Plautus, Petronius,

Petrarca, Giordano Bruno, Bruckner, Christ. Wolf, Cartesius, Suarez, Agrippa, Pred. Salomonis und Neues Testament; allgemeinen Charakters 33.

Griechische Zitate finden sich in der Ausgabe von 1819 67 mal, darunter allgemeinen Charakters (Sprüchwörter, philosophische Wendungen oder drgl.) 7, Aristoteles 17, Plato 13, Homer 5, Stobäus 8, Epiktet 3, Clemens Alexandrinus 3, Sextus Empirikus 2, Diogenes Laertius 2, und je einmal: Euripides, Aristophanes, Sophokles, Pindar, Plutarch, Julian, das Neue Testament.

Der französischen Sprache sind 18 Zitate entnommen: allgemeinen Charakters 7, Rousseau 3, Leibniz 3, Owen 2, Lamarck 1, Guion 1, Voltaire 1.

Englischen Ursprungs sind 8 Zitate, darunter 1 allgemeines, Shakespeare 3, Byron 2, Pope (Dryden) 1, Paine 1.

Die italienische Literatur ist zweimal durch Petrarka vertreten, die spanische einmal durch Calderon, und endlich finden sich noch 15 Zitate aus indischen Werken, darunter einige in lateinischer Sprache wiedergegeben.

In dieser Zusammenstellung fällt sofort das Überwiegen der Zitate aus den klassischen Sprachen (88 lateinische und 67 griechische) auf; es erklärt sich ganz natürlich aus seiner Jugendentwickelung und aus seiner Vorliebe für die Literaturwerke in lateinischer und griechischer Sprache. Von den 18 französischen Zitaten sind nur 11 französischen, bezw. französisch schreibenden Autoren entnommen, und bezeichnenderweise fehlt Chamfort, ebenso auch die ihm geistesverwandten Larochefoucauld, Helvetius u. a. hier noch vollständig. Schopenhauer hat sie in diesem Zeitpunkt seines Lebens und Denkens offenbar noch gar nicht gekannt — es fehlt uns auch sonst jeder Anhalt für die entgegengesetzte Annahme — oder aber sie jedenfalls noch nicht tiefer auf sich wirken lassen.

Wesentlich anders gestaltet sich das Bild in den nächsten Jahrzehnten, in denen Schopenhauer sein so früh schon abgeschlossenes Geisteswerk innerlich weiter ausbaut und ergänzend

ausarbeitet, indem er zugleich durch fortgesetzte und ausgedehnte Lektüre befruchtende und bestätigende Anregungen in sich aufnimmt, deren Niederschlag wir in dem ergänzenden zweiten Band der »Welt als Wille und Vorstellung«, erschienen 1844, also 25 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, finden.

Wir führen die 398 Zitate dieses zweiten Bandes in der gleichen Reihenfolge an und setzen zum Vergleich die Zahl der Zitate im ersten Bande von 1819 in Klammern:

Deutsch: im zweiten Bande 32 (im ersten Band von 1819: 16). Darunter Goethe 21 (9); Schiller 3 (2); Meister Eckart 1 (1); Bürger 1 (0); Overbeck 1 (0); Kant 2 (0); Luther 2 (0); Bibel 1 (1).

Lateinisch: 136 (88); darunter

Allgemein 51 (33); Horaz 12 (11); Seneka 12 (6); Cicero 10 (4); Ovid 1 (2); Lukrez 2 (3); Juvenal 1 (1); Plinius 1 (1); Augustin 5 (2); Terenz 1 (0); Properz (Catull) 1 (0); Apulejus 1 (0); Cartesius 3 (1); Hobbes 1 (2); Linné 2 (0); Spinoza 7 (7); Baco 2 (2); Tertullian 3 (0); Vaninus 1 (0); Bruno 1 (1); Celsus 1 (0); Sueton 1 (0); Cardanus 1 (0) Haller 1 (0); Theophrast 1 (0); Sextus Empirikus 1 (0); Altes Testament 2 (1).

Griechisch: 115 (67); darunter

Allgemein 23 (7); Aristoteles 25 (17); Plato 7 (13); Homer 6 (5); Plutarch 6 (1); Diogenes Laertius 6 (2); Clemens Alexandrinus 7 (3); Stobaeus 6 (8); Epiktet 3 (3); Proklus 3 (0); Euripides 3 (1); Sophokles 2 (1); Äschylos 1 (0); Theognis 1 (0); Herodot 1 (0); Parmenides 1 (0); Athanasius 1 (0); Arrian 1 (0); Julian 1 (1); Marc Aurel 1 (0); Theaetet 1 (0); Hippokrates 1 (0); Xenophanes 1 (0); Nemesius 1 (0); Eusthatius 1 (0); Bibel 5 (1).

Französischen Ursprungs oder in französ. Sprache wiedergegeben: 48 (18): allgemein 8 (7); Flourens 9 (0); Helvetius 5 (0); Chamfort 3 (0); Voltaire 3 (1); Bichat 5 (0); Bouffon 1 (0); Vauvenargues 1 (0); Baillet 1 (0); Cabanis

1 (0); Larochefoucauld 1 (0); Lamartine 1 (0); Cuvier 1 (0); Leibniz 1 (3); Corneille 1 (0); Laotse 1 (0); Deffaut 1 (0); Diderot1 (0); Rousseau 1 (3); Boileau 1 (0); Rabelais 1 (0).

Englisch: 16 (8): allgemein 3 (1); Shakespeare 4 (3); Pope 1 (1); Byron 6 (2); Moore 1 (0); Johnson 1 (0).

Italienisch: 3 (2): Petrarka 2 (2)! Ariost 1 (0).

Spanisch: 4 (1).

Indisch: 12 (15).

Bezüglich der von Schopenhauer selbst besorgten verschiedenen Auflagen des ersten Bandes der »Welt als Wille und Vorstellung« (1. Aufl. 1819, 2. Aufl. 1844, 3. Aufl. 1859) sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Schopenhauer nur ganz vereinzelte Änderungen bei seinen späteren Durcharbeitungen in den Zitaten gemacht hat. Irrtümliche Angaben von ihm (Verwechselung von Properz und Catull sowie von Pope und Dryden) sind in obiger Zusammenstellung entsprechend den Korrekturen von P. Deussen berücksichtigt. Von Schopenhauers sorgsamen Änderungen sei erwähnt, daß er ein Zitat des Proklus zu Platons Timäus in der dritten Auflage zugefügt und mehrmals den verdeutlichenden Zusatz des Namens Plato zu der Ideenlehre gemacht und in der zweiten Auflage die lateinische Übersetzung einer Stelle aus Sextus Empirikus bei der Zitierung des griechischen Textes weggelassen hat. Dadurch wird aber der Gesamtcharakter und das Resultat obiger Zusammenstellung keineswegs beeinflußt. Eine Vergleichung der von Schopenhauer selbst durchgearbeiteten Druckausgaben zeigt aber, wie peinlich genau er es mit jedem Wort seiner Werke, auch mit der Wiedergabe der Zitate nahm. Diese Beobachtung ist um so wichtiger, als sie die Haltlosigkeit der eingangs erwähnten französischen Vorwürfe gegen Schopenhauer zu erweisen geeignet ist. Der nähere Nachweis wird sich später bei der Behandlung der einzelnen Zitate aus Chamforts Schriften ergeben. Im Übrigen sei aber, auch im Blick auf die nachstehenden Zählungen der folgenden Bände von

Schopenhauers Werken erwähnt, daß einzelne Zitate wiederholt vorkommen und eine absolut genaue Zahlenangabe sämtlicher Zitate erschwert, wenn nicht unmöglich ist.

Im dritten Bande der Werke Schopenhauers:

1. Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 1. Aufl. 1813; 2. Aufl. 1847;
2. Über den Willen in der Natur (1. Aufl. 1836; 2. Aufl. 1854);
3. die beiden Grundprobleme der Ethik (1. Aufl. 1841; 2. Aufl. 1860)

finden sich insgesamt 463 Zitate, darunter 2 von Chamfort.

Im vierten Bande (erster Band der Parerga und Paralipomena, 1851) werden unter 355 Zitaten 4 Aussprüche von Chamfort erwähnt.

Im fünften Bande (zweiter Band der Parerga und Paralipomena 1851) befindet sich unter 421 Zitaten noch eine Äußerung Chamforts. In der Schrift vom Sehen und den Farben (1. Aufl. 1816, 2. Aufl. 1854) und der lateinischen Ausgabe Theoria colorum physiologica, im 6. Bande enthalten, wird bei etwa 70 Zitaten Chamforts keinerlei Erwähnung getan. Dies ist ebenso wenig angesichts der 280 Zitate des 9. Bandes der Deussenschen Gesamtausgabe der Fall; derselbe enthält die Berliner Probevorlesung über die 4 verschiedenen Arten der Ursache sowie die Manuskripte seiner beiden Berliner Vorlesungen über die Grundlegung zur Philosophfe oder die Theorie der gesamten Erkenntnis, Dianoitologie, und die Vorlesung über die gesamte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste, in vier Teilen. Dasselbe gilt auch von den 194 Zitaten des zehnten Bandes, welcher die Fortsetzung seiner Vorlesung über die gesamte Philosophie vom Jahre 1820 enthält.

Wir ersehen aus dieser Übersicht über die Zitate in den sämtlichen, bisher veröffentlichten Werken Schopenhauers, daß sich unter etwa zweieinhalbtausend Zitaten insgesamt 10 befinden, welche von Chamfort herrühren und von Schopenhauer

ausdrücklich als Worte Chamforts angeführt werden. Wir ersehen aber zugleich schon aus dieser Zusammenstellung, daß er erst nach Abfassung seiner ersten Schriften, vor allen Dingen seines grundlegenden Hauptwerkes die Schriften Chamforts kennen gelernt hat, und daß es ihm, der immer wieder die Früchte seiner Lektüre in seinen Werken mit möglichst genauer Anführung der betreffenden Autoren in seine Ausführungen einflicht, durchaus fernliegen mußte, fremde Gedanken zu verwenden, ohne den geistigen Vater derselben zu nennen.

Wenden wir uns nunmehr den Zitaten Schopenhauers aus den Werken Chamforts im einzelnen zu, indem wir zugleich den Zusammenhang beleuchten, in welchem Schopenhauer Gedanken Chamforts in seine Ausführungen hineinwebt.

---

3. Die Zitate aus Chamfort im Zusammenhang der Schopenhauerschen Werke.

Im zweiten Bande der »Welt als Wille und Vorstellung« befinden sich drei Zitate Chamforts:

1. Il y a peu de vices qui empêchent un homme d'avoir beaucoup d'amis, autant que peuvent le faire de trop grandes qualités. Es gibt wenig Laster, welche einen Menschen so sehr verhindern, viele Freunde zu haben, wie dies der Besitz zu hoher Vorzüge tut. (Chamfort, maximes et pensées. Oeuvres complètes. 2. Ausg. Paris 1808. Band 2, S. 27. Schopenhauer, Werke ed. Griesebach II, 459; ed. Deussen II, 445.)
2. Il en est de la valeur des hommes comme de celle des diamans qui à une certaine mesure de grosseur, de pureté, de perfection ont un prix fixe et marqué, mais qui par-delà cette mesure restent sans prix et ne trouvent point d'acheteurs. Mit dem Wert der Menschen ist es gerade so wie mit dem der Diamanten; bis zu einem gewissen Grade ihrer Größe, Reinheit und Vollkommen-

heit haben sie einen bestimmten und bezeichneten Preis aber über diesen Grad hinaus bleiben sie ohne Preis und finden keine Käufer (Chamfort, maximes. Oeuvres compl. 1808, II, 28. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach II, 460; ed. Deussen II, 446).

3. Quand un homme et une femme ont l'un pour l'autre une passion violente, il me semble toujours que quelques soient les obstacles qui les séparent, un mari, des parens etc. les deux amans sont l'un à l'autre, de par la Nature qu'ils s'appartiennent de droit divin, malgré les lois et les conventions humaines. Wenn ein Mann und ein Weib eine heftige Leidenschaft für einander haben, so kommt es mir immer vor, als ob die beiden Liebenden, trotz aller trennenden Hindernisse, wie Gatten, Eltern u. s. w., durch die Natur und nach göttlichem Rechte einander angehören, was auch immer Gesetze und Menschensatzungen dazu sagen mögen (Chamfort, maximes. Oeuvr. compl. 1808, II, 74. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach II, 650; ed. Deussen II, 632).

Die beiden ersten Zitate stehen im dritten Buch, Kapitel 31, welches vom Genie handelt. Hier führt Schopenhauer in einem Abschnitt, welcher zu seinen schönsten Darlegungen gehört, folgendes aus: In jedem echten Kunstwerk wird die Erkenntnis zum reinen Spiegel des objektiven Wesens der Dinge. Sie entspringt aus einem temporären Überwiegen des Intellekts über den Willen. Unser Bewußtsein hat zwei Seiten: teils ist es das Bewußtsein vom eigenen Selbst, welches der Wille ist; teils Bewußtsein von anderen Dingen, und als solches zunächst anschauende Erkenntnis der Außenwelt, Auffassung der Objekte. Zum reinen, willenlosen Erkennen kommt es, indem das Bewußtsein anderer Dinge sich so hoch potenziert, daß das Bewußtsein vom eigenen Selbst verschwindet. Alle Dinge stellen sich um so schöner dar, je mehr man sich bloß ihrer, und je weniger man sich seiner selbst bewußt ist. Da alles Leiden aus dem Willen, der das eigentliche Selbst ausmacht, hervor-

geht, so ist mit dem Zurücktreten dieser Seite des Bewußtseins, zugleich alle Möglichkeit des Leidens aufgehoben, wodurch der Zustand der reinen Objektivität der Anschauung ein durchaus beglückender wird. Das gilt von den Werken der bildenden Kunst wie von der Poesie, in noch höherem Grade aber von der Musik. In ihrer wahren Farbe und Gestalt, in ihrer ganzen unrichtigen Bedeutung kann die Welt erst dann hervortreten, wann der Intellekt, des Wollens ledig, frei über den Objekten schwebt und ohne vom Willen angetrieben zu sein, dennoch energisch tätig ist. Allerdings ist dies der Natur und Bestimmung des Intellekts entgegen, also gewissermaßen widernatürlich, daher eben überaus selten; aber gerade hierin liegt das Wesen des Genies, bei welchem allein jener Zustand in hohem Grade und anhaltend stattfindet, während er bei den Übrigen nur annäherungs- und ausnahmsweise eintritt. Der bloß praktische Mensch gebraucht seinen Intellekt zu dem, wozu ihn die Natur bestimmte, nämlich zum Auffassen der Beziehungen der Dinge, teils zu einander, teils zum Willen des erkennenden Individuums. Das Genie hingegen gebraucht ihn, der Bestimmung desselben entgegen, zum Auffassen des objektiven Wesens der Dinge. Sein Kopf gehört daher nicht ihm, sondern der Welt an, zu deren Erleuchtung in irgend einem Sinne er beitragen wird. Im Anschluß an diese Betrachtungen schildert Schopenhauer die Nachteile des Genies: vor allem Mangel an Nüchternheit, welche gerade darin besteht, daß man in den Dingen nichts weiter sieht, als was ihnen, besonders in Hinsicht auf unsere möglichen Zwecke, wirklich zukommt; ferner übergroße Sensibilität, welche ein abnorm erhöhtes Nerven- und Cerebralleben mit sich bringt; Überspanntheit der Stimmung, Heftigkeit der Affekte, schneller Wechsel der Launen unter vorherrschender Melancholie, die Goethe uns im Tasso vor Augen gebracht hat. Gegenüber der Vernünftigkeit, ruhigen Fassung, abgeschlossenen Übersicht, völligen Sicherheit und Gleichmäßigkeit im Betragen des wohlausgestatteten Normalmenschen bald träumerische Versunkenheit, bald leidenschaft-

liche Aufregung des Genialen, dessen innere Qual der Mutterschoß unsterblicher Werke ist. Zu diesem allem kommt noch, daß das Genie wesentlich einsam lebt. Es ist zu selten, als daß es leicht auf seines Gleichen treffen könnte, und zu verschieden von den Übrigen, um ihr Geselle zu sein. Sie sind bloß moralische Wesen und haben bloß persönliche Verhältnisse, er ist zugleich reiner Intellekt, der als solcher der ganzen Menschheit angehört. Und in dieser Schilderung des einsamen Genialen fügt Schopenhauer Chamforts obiges Zitat mit den Worten ein: Sehr richtig sagt daher Chamfort: »Es gibt wenig Laster, welche einen Menschen so sehr verhindern, viele Freunde zu haben, wie dies der Besitz zu hoher Vorzüge tut«.

Schopenhauer weist dann weiter auf den Unterschied zwischen Talent und Genie hin. Während das Talent, vom Geist der Zeit angeregt und von ihrem Bedürfnis hervorgerufen, in den fortschreitenden Bildungsgang der Zeitgenossen eingreift und dafür Lohn und Beifall findet, trifft das Genie in seine Zeit wie ein Komet in die Planetenbahnen, deren wohlgeregelter und übersehbarer Ordnung sein völlig exzentrischer Lauf fremd ist, und bleibt seinen Zeitgenossen unverständlich und unschätzbar. Zur Bestätigung dieser Ausführungen teilt Schopenhauer dann zwischen zwei Zitaten aus Goethes Lehrbrief und Baco von Verulam Chamforts obiges zweites Wort mit, in dem der Wert der Menschen mit dem der Perlen verglichen wird.

Das dritte obengenannte Zitat findet sich im vierten Buch, Kapitel 44, welches die »Metaphysik der Geschlechtsliebe« behandelt. Schopenhauer erwähnt ausdrücklich, daß dies ständige Lieblingsthema aller Dichter von der Philosophie eigentlich so gut wie gar nicht behandelt worden sei. Die Ausführungen von Plato, Rousseau, Kant und Platner sowie Spinozas »überschwänglich naive« Definition genügen ihm durchaus nicht. »Vorgänger habe ich demnach weder zu benutzen noch zu widerlegen: die Sache hat sich mir objektiv aufgedrungen und ist von selbst in den Zusammenhang meiner Weltbetrachtung

getreten«. Ist diesen klaren Worten Schopenhauers gegenüber die eingangs erwähnte Bemerkung Th. Ribots gerechtfertigt, nach welcher der Kern der »Metaphysik der Geschlechtsliebe« aus Chamforts Schriften stamme?

Ohne daß eine Wiedergabe der ausgedehnten Schopenhauerschen Ausführungen über den Geschlechtstrieb als Kern des Willens zum Leben, als die Konzentration alles Wollens hier versucht werde, sei kurz darauf hingewiesen, daß Schopenhauer als Endzweck aller Liebesangelegenheiten die Zusammensetzung der nächsten Generation betrachtet, und zwar nicht aus individuellem Gesichtspunkt, sondern im Blick auf das Dasein und die spezielle Beschaffenheit des Menschengeschlechts in künftigen Zeiten. Für ihn tritt daher der Wille des einzelnen hier in erhöhter Potenz, als Wille der Gattung auf. Die künftige Generation, in ihrer ganzen individuellen Bestimmtheit, ist es, die sich, mittelst des ganzen Treibens und Mühens Verliebter um Erlangung des geliebten Gegenstandes, ins Dasein drängt. Der Geschlechtstrieb ist die vollkommenste Äußerung des Willens zum Leben, sein am deutlichsten ausgeprägter Typus, und hiermit ist sowohl das Entstehen des Individuums aus ihm, als sein Primat über alle anderen Wünsche des natürlichen Menschen in vollkommener Übereinstimmung. Die Geschlechtsliebe, d. i. das Interesse der Gattung, überwiegt alle anderen Rücksichten, wie Ehre, Pflicht und Treue, und die leidenschaftliche Liebe, d. h. das Interesse der Gattung, glaubt sich einer höheren Berechtigung bewußt zu sein, als die Interessen der Individuen je verleihen können.

Im Zusammenhang dieser Ausführungen, die auf ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu prüfen hier nicht der Ort ist, erwähnt Schopenhauer das oben erwähnte dritte Zitat Chamforts, indem er es mit den Worten einleitet: »Merkwürdig (im Sinne von bemerkenswert) ist in dieser Hinsicht Chamforts Äußerung: »Wenn ein Mann und ein Weib eine heftige Leidenschaft für einander haben, so kommt es mir immer vor, als ob die beiden Liebenden, trotz aller trennenden Hindernisse,

wie Gatten, Eltern u. s. w., durch die Natur und nach göttlichem Rechte einander angehören, was auch immer Gesetze und Menschensatzungen dazu sagen mögen«. Schopenhauer fährt fort: »Wer sich darüber ereifern wollte, wäre auf die auffallende Nachsicht zu verweisen, welche der Heiland im Evangelio der Ehebrecherin widerfahren läßt, indem er zugleich dieselbe Schuld bei allen Anwesenden voraussetzt«.

Wenden wir uns nunmehr dem dritten Bande von Schopenhauers sämtlichen Werken zu. Unter den 463 Zitaten dieses Bandes finden wir zweimal Aussprüche Chamforts. Es ist bezeichnend, daß in der ersten der drei Schriften dieses Bandes, welche im Jahre 1813 als Doktordissertation erschien und in klarer Zusammenfassung der Kantischen Philosophie die Grundlagen des Schopenhauerschen Lehrsystems darstellt, Chamfort überhaupt nicht erwähnt wird.

In der Vorrede zur zweiten Auflage des »Willens in der Natur« — die erste Auflage erschien im Jahr 1836 — schreibt Schopenhauer im August 1854, also 18 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage, in selbstbewußter Haltung und bitterer Stimmung über »die Herren vom philosophischen Gewerbe«, daß er »trotz ihrer Machinationen und ihrem hämischen vierzigjährigen Ignorieren« jetzt doch am Ende durchgedrungen sei und inzwischen Chamforts Ausspruch verstehen gelernt habe:

4. En examinant la ligue des sots contre les gens d'esprit, on croirait voir une conjuration de valets pour écarter les maîtres. Wenn man die geschlossene Schar Dummköpfe gegen die Leute von Geist mustert, sollte man glauben, Diener zu sehen, welche sich verschworen haben, ihre Herren zu stürzen. (Chamfort II, 44. Schopenhauer Werke ed. Grisebach III, 193. ed. Deussen III, 283).

Dieses Zitat wird wiederholt im vierten Band, Parerga und Paralipomena, ed. Grisebach IV, 161; ed. Deussen IV, 154), wo Schopenhauer in dem Abschnitt »Fragmente zur Geschichte der Philosophie« in § 14 auch »einige Bemerkungen über seine

eigene Philosophie« gibt und über den Gegensatz zu den Philosophie-Professoren seiner Zeit schreibt: »Infolge des alten, unversöhnlichen Krieges, den überall und immerdar Unfähigkeit und Dummheit gegen Geist und Verstand führt — sie durch Legionen, er durch einzelne vertreten — hat jeder, der das Wertvolle und Ächte bringt, einen schweren Kampf zu bestehen gegen Unverstand, Stumpfheit, verdorbenen Geschmack, Privatinteressen und Neid, alle in würdiger Allianz, nämlich in der, von welcher Chamfort sagt: Wenn man die geschlossene Schar der Dummköpfe gegen die Leute von Geist mustert, sollte man glauben, Diener zu sehen, welche sich verschworen haben, ihre Herren zu stürzen«.

Die zweite Erwähnung Chamforts im dritten Bande der gesamten Werke Schopenhauers befindet sich in der Vorrede zur ersten Auflage der »beiden Grundprobleme der Ethik« (September 1840). Hier apostrophiert Schopenhauer in bitterem Spott die »gescheuten Leute« und sagt in einer Anmerkung: »Man soll schreiben „gescheut" und nicht „gescheidt": der Etymologie des Wortes liegt der Gedanke zugrunde, welchen Chamfort sehr artig so ausdrückt:

5. l'écriture a dit que le commencement de la sagesse était la crainte de Dieu; moi je crois que c'est la crainte des hommes. Die heilige Schrift hat gesagt, der Anfang der Weisheit war die Furcht vor Gott; ich glaube, es ist die Furcht vor den Menschen« (Chamfort, maximes et pensées. Paris 1808, II, 28. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach III, 373; ed. Deussen III, 461).

Nebenbei sei hier bemerkt, daß Schopenhauers Behauptung über die Etymologie von gescheut und gescheidt nicht zutrifft. Das Wort gescheidt (mittelhochdeutsch geschîde »schlau, klug, guten Verstand zeigend«) stammt von scheiden, Nebenform schiden, sondern, trennen; entscheiden, schlichten, bestimmen. Erst im 17. Jahrhundert tritt das Wort in der Umdeutung gescheut auf, als vorsichtig gefaßt, mit scheuen zusammengebrach

(Moritz Heyne, Deutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Leipzig 1905, Band I. Fr. Kluge, Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. Straßburg 1894). So heißt es in Goethes Urfaust (vom Jahre 1775), Zeile 13: »Zwar bin| ich gescheuter als alle die Laffen«; im ersten Teil des Faust vom Jahr 1790 schreibt Goethe Zeile 366: »Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen«.

Im vierten Bande der Werke Schopenhauers (Parerga und Paralipomena Band 1, aus dem Jahre 1851) wird Chamfort unter 355 Zitaten viermal erwähnt.

Die erste Stelle im vierten Band ist bereits bei ihrem ersten Vorkommen im dritten Band oben als Zitat 4 genannt worden.

Im letzten oder sechsten Teil der Parerga, in den »Aphorismen zur Lebensweisheit« will Schopenhauer die Anweisung zu einem glücklichen Dasein (Eudämonologie) geben. In der Dreiteilung an Aristoteles' Nikomachische Ethik anknüpfend behandelt er die drei Grundbestimmungen: was einer ist, d. h. die Persönlichkeit im weitesten Sinn, nämlich Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und deren Ausbildung; was einer hat: Eigentum und Besitz in jeglichem Sinn; was einer vorstellt, genauer, wie einer von anderen vorgestellt wird, d. h. nach Ehre, Rang und Ruhm. Im letzten Abschnitt bietet er dann Paränesen und Maximen, nicht mit der Absicht, die vielen, von Denkern aller Zeiten von Theognis bis Larochefoucauld aufgestellten Lebensregeln in breiter Weise zu wiederholen, sondern als Nachlese des Wertvollsten zu dem auf diesem unabsehbaren Felde von Anderen Geleisteten. Als Motto setzt er dieser Eudämonologie ein Wort Chamforts voran:

6. Le bonheur n'est pas chose aisée; il est très difficile de la trouver en nous et impossible de le trouver ailleurs. Das Glück ist nicht leicht zu haben; es ist sehr schwer, es in uns selbst, und unmöglich, es anderswo zu finden (Chamfort, oeuvres recueillies, caractères et

anecdotes p. 433. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach IV, 351; ed. Deussen IV, 345 und 463).

In ernster Selbsterkenntnis soll ein jeder sich den Grundriß seines Lebensplans gestalten; sich nicht in der Sehnsucht nach der Vergangenheit oder mit Plänen und Sorgen für die Zukunft verzehren, sondern die allein wahre, wirkliche Gegenwart genießen und auskaufen, mit Seneka jeden besonderen Tag als besonderes Leben betrachtend, in Beschränkung und Einfachheit, ja selbst Einförmigkeit Beglückung findend; über dem Wechsel tätigen Wirkens nach außen und geistiger Tätigkeit auch für notwendige Ruhe und Sammlung sorgend; mit vollkommener Besonnenheit Erlebtes und Erstrebtes sich vergegenwärtigend, sich selber genügen, sich selber alles in allem sein; sagen können: ich trage alles meinige mit mir, darin ruht für unser Glück die förderlichste Eigenschaft. Denn das Glück gehört den Genügsamen, dieser Ausspruch des Aristoteles kann nicht zu oft wiederholt werden, und dieser Gedanke spiegelt sich auch in der »überaus artigen Wendung der Sentenz Chamforts« wider, welche als Motto der ganzen Abhandlung vorausgesetzt ist.

Nicht auf die Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens gilt es das Augenmerk zu richten, sondern darauf, daß wir den zahllosen Übeln desselben, soweit es möglich ist, entgehen. Daß Genüsse beglücken, ist ein Wahn; die Abwesenheit der Schmerzen ist der Maßstab des Lebensglücks. Prunkvoller Glanz und äußere Herrlichkeit sind blendender Schein, wahre Freude kommt in der Regel ungeladen, unangemeldet, still herangeschlichen. Die wirklich gute Gesellschaft ist, überall und notwendig, sehr klein. Überhaupt aber tragen glänzende, rauschende Feste und Lustbarkeiten stets eine Leere, wohl gar einen Mißton im Innern; schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unseres Daseins laut widersprechen, und der Kontrast erhöht die Wahrheit. Jedoch von außen gesehen wirkt jenes alles, und das war der Zweck. »Ganz allerliebst«, schreibt in diesem Zusammenhang Schopenhauer, »sagt daher Chamfort:

7. La société, les cercles, les salons, ce qu'on appelle le monde, est une pièce misérable, un mauvais opéra, sans interêt, qui se soutient un peu par les machines, les costumes et les décorations. Die Geselligkeit, die Zirkel, die Salons, das was man so die gute Gesellschaft nennt, ist ein erbärmliches Theaterstück, eine schlechte Oper, ohne Interesse, welche sich nur eine Weile durch die Maschinen, die Kostüme, die Dekorationen aufrecht erhält« (Chamfort, Oeuvr. compl. max. et pens. 1808, II, 61. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach IV, 460; ed. Deussen IV, 454).

Mag man auch die Geselligkeit betrachten als ein geistiges Erwärmen der Menschen an einander, so bedarf doch der geistig hochstehende Mensch nicht solcher Gruppierung, ja die Geselligkeit eines jeden steht ungefähr im umgekehrten Verhältnis seines intellektuellen Wertes. Die Liebe zur Einsamkeit ist nicht ursprünglicher Hang des Menschen, sondern entsteht erst infolge der Erfahrung und des Nachdenkens. Hier erwähnt Schopenhauer Voltaires, des geselligen Franzosen, Ausspruch: die Erde wimmelt von Menschen, die nicht wert sind, daß man mit ihnen spricht, und Petrarkas Neigung zur Einsamkeit, der stets ein einsames Leben gesucht, um jenen verdrehten und kurzsichtigen Geistern zu entfliehen, die den Weg zum Himmel verlegt haben. »Eben diesen bloß sekundären und mittelbaren Ursprung der Ungeselligkeit drückt in seiner sarkastischen Weise Chamfort aus, wenn er sagt«:

8. On dit quelquefois d'un homme qui vit seul, il n'aime pas la société. C'est souvent comme si on disait d'un homme qu'il n'aime pas la promenade, sous le prétexte qu'il ne se promène pas volontiers le soir dans la forêt de Boudy. Bisweilen sagt man von einem einsam lebenden Menschen, er sei ungesellig. Das ist ungefähr so, als wollte man von einem Menschen sagen, er ginge nicht gern spazieren, und als Grund dafür anführte, daß er am Abend nicht gern im Wald von

Boudy lustwandelt (Chamfort, max. et pens. Oeuvr. compl. Paris 1808, II, 66. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach IV, 477; ed. Deussen IV, 471).

Die letzte Erwähnung Chamforts finden wir unter den 421 Zitaten des fünften Bandes (Parerga und Paralipomena, zweiter Band, 1851). Unter den 31 Kapiteln vereinzelter, jedoch systematisch geordneter Gedanken über vielerlei Gegenstände hat Schopenhauer das 27. Kapitel »Über die Weiber« überschrieben. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß Schopenhauer hier seiner Geringschätzung des weiblichen Geschlechts in den schärfsten Worten Ausdruck gibt. Th. Ribot nennt ihn hier »hart, streng bis zur Ungerechtigkeit«. Neben Äußerungen von Jouy, Byron, Rousseau, Huarte und Napoleon heißt es hier: »Chamfort sagt sehr richtig

9. elles sont faites pour commencer avec nos faiblesses, avec notre folie, mais non avec notre raison. Il existe entre elles et les hommes des sympathies d'épiderme, et très peu de sympathie d'esprit, d'âme et de caractère. Sie sind dazu geschaffen, sich mit unseren Schwächen, unseren Torheiten, nicht aber mit unserer Vernunft abzugeben. Zwischen ihnen und den Männern existieren wohl Sympathien der Epidermis, aber nur in sehr geringem Maße Sympathieen des Geistes, der Seele und des Charakters« (Chamfort, max. et pens. Oeuvr. compl. Paris 1808, II, 84. Schopenhauer, Werke, ed. Grisebach V, 655; ed. Deussen V, 683).

Mit dieser Aufstellung sind alle Stellen erschöpft, in welchen Schopenhauer Chamforts Erwähnung tut. Es handelt sich hiernach um neun Aussprüche des Franzosen, von denen einer zweimal benutzt wird. Niemals hat Schopenhauer ein Wort Chamforts verwendet, ohne den Autor ausdrücklich zu nennen. So harmonisch sich auch die Äußerungen Chamforts in die Ausführungen Schopenhauers eingliedern, so ersichtlich ist doch zugleich auch aus dem geschilderten Zusammenhang der Zitate mit dem Inhalt der philosophischen Darlegungen, daß sie

niemals Ausgangspunkt oder auch nur Anregung zu Schopenhauers Gedanken wurden, daß sie vielmehr nur als zutreffende Illustration oder als sympathische Bestätignng seiner Anschauungen dienten.

Erwähnt sei der Vollständigkeit halber noch, daß in dem handschriftlichen Nachlaß aus späterer Zeit der Name Chamforts mehrmals noch genannt wird. In § 493 der von Grisebach herausgegebenen »neuen Paralipomena« vergleicht Schopenhauer die Wertung der kleinen und großen Talente mit der der Edelmetalle und Edelsteine und fügt in Klammern hinzu: »Dasselbe hat Chamfort gesagt, den ich damals noch nicht kannte.« (Grisebach, Handschr. Nachlaß IV, S. 279. Frauenstädt M. S. 283, aus dem Tagebuch »Foliant« S. 21.) In den Notizen »an sich selbst«, § 661 der Neuen Paralipomena erwähnt er neben Helvetius und Lichtenberg das Wort Chamforts: la sottise ne serait pas tout-à-fait sottise, si elle ne craignait pas l'esprit (vol. IV, p. 58, woraus zugleich hervorgeht, daß er nach der Ausgabe von Augnis, Paris 1824, zitiert). Die Stelle ist dem Tagebuch Spicilegia S. 144 f. entnommen und von Frauenstädt M. 376 f. benutzt. Grisebach, Nachlaß IV, S. 353. Endlich steht in einem Briefe Schopenhauers an Frauenstädt vom 30. Okt. 1851 ein kurzes Scherzwort Chamforts über den ersten Luftschiffer Blanchard (Schopenhauers Briefe, ed. Grisebach, S. 186).

---

4. Chamforts Lebensgang und Weltanschauung.

Versuchen wir nunmehr eine Skizze von Chamforts Leben, von seinem Denken und Fühlen zu entwerfen.

Über seiner Wiege schwebten schon die Schattenseiten des Erdenlebens, die ihn bis zu seinem freiwillig gesuchten Tode verfolgten. Unehelicher Sohn eines Kanonikus von der Kathedrale zu Clermont aus Beziehungen zu einer adeligen Dame mußte er früh eine fremde Frau als Mutter um sich

sehen, deren Tod er erst in ihrem 84. Lebensjahr in treuer Anhänglichkeit beklagte. Das dem Knaben schon anvertraute Geheimnis seiner Geburt bewahrte er in verschlossener Brust. Mochte auch die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts keinen Anstoß an geheimer Herkunft nehmen, den Alpdruck, den er selbst auf sich lasten fühlte, suchte der talentvolle Schüler über ernstem Studium und bedenklichen Bubenstreichen zu vergessen. Zum Priesterstande vorbereitet übernahm er doch lieber die Stellung eines Hauslehrers, aber im Hause des Bruders des Fürstbischofs von Lüttich hielt der temperamentvolle Jüngling so wenig stand, wie bei der jungen Witwe, deren Gunst er mutwillig verscherzte. Selbstbewußt, liebesdurstig, ehrgeizig, ruhmbegierig wollte er auf eigenen Füßen stehen und auf dem Felde der Literatur und Dichtung sich Lorbeeren erringen. Mehrere seiner Theaterstücke wurden unter großem Beifall aufgeführt, seine glänzenden Lobreden auf Molière und Lafontaine erhielten den Preis der Pariser und Marseiller Akademie. Die Tragödien Mustapha und Zeangir gewannen ihm die Gunst des Königshofes, und berauscht von seinen Erfolgen auf der Bühne und in den Salons stürzt er in leidenschaftlicher Glut von Genuß zu Genuß, bis er todkrank zusammenbricht und mit bitterem Humor und ätzendem Spott auf Welt und Leben zurückblicken lernt. In der Stille der Einsamkeit sucht er zu genesen, bis wieder bessere, sorgenfreie Tage für ihn anbrechen. Er wurde Mitglied der Akademie, und der König setzte ihm eine Staatspension aus, zu der der Prinz von Condé Titel und Gehalt eines fürstlichen Sekretärs hinzufügte.

Näher schon, als er geträumt und prophezeit, ist inzwischen die Zeit gekommen, welche er mit Mirabeau heraufführen möchte, die Zeit der französischen Revolution. Neben dem Gefühl der bitteren Enttäuschungen in seinem Jugendleben beherrscht ihn der glühende Haß gegen die Gesellschaft seiner Zeit. Mit fanatischem Eifer gründet er im Verein mit Gesinnungsgenossen den Klub von 1789; für Mirabeau, Talley-

rand, Sieyès, La Fayette schreibt er hinreißende Reden und prägt zündende Schlagworte, seine Ersparnisse opfert er mit Freuden der Bewegung zu gunsten des dritten Standes, und nach jahrelangem Schweigen schreibt er in allen großen Blättern Aufsätze über Aufsätze, in denen er flammenden Protest gegen die Mißstände eines morschen Staats- und Gesellschaftssystems erhebt. Auf die Dauer hielt freilich sein schwacher Leib diese Anstrengungen nicht aus, und er fühlte sich beglückt, als die Verleihung der Direktorstelle an der Pariser Nationalbibliothek durch das Ministerium Rolland ihn für die der Revolution geleisteten Dienste entschädigte. Aber nicht lange durfte er sich der neuen Ehre und Ruhe erfreuen. Mißgünstige Verleumder veranlassen seine Verhaftung, und als der Schuldlose nach kurzer Freilassung aufs Neue wieder ins Gefängnis geschleppt werden soll, versucht er, ungerechtem Richterspruch durch freiwilligen Tod zuvorzukommen. Von langem, qualvollen Leiden wird er erst viele Monate später am 13. April 1794 durch den Tod erlöst. Am Grabe des einst Gefeierten und Bewunderten standen nur drei Personen, seine Freunde Van Praet, Sieyès und Ginguené.

Ein trauriger Abschluß eines tragischen Lebens; eines Lebens, das reich war an unverschuldeter Not und an selbstverschuldetem Leid, reich im Genießen und reich im Entbehren, das stürmisch und stark in Liebe und Haß, tapfer und treu in Kämpfen und Mühen, sieghaft behauptet in mutigem Freiheitsdrang, und matt erliegend harter Despotengewalt, — ein Leben, frühzeitig ausgeschöpft, nicht ausgekauft, im letzten Grunde nicht vom Ziel der Zukunft, sondern von der Laune des Augenblicks beherrscht!

Chamfort war nicht Philosoph im Sinne eines Denkers, welcher eine geschlossene Weltanschauung vertritt. Spekulatives Denken lag seinem Wesen völlig fern. Von den Metaphysikern wiederholte er spottend das, was Skaliger von den Basken sagte: »Man behauptet, daß sie ihre eigene Sprache verstünden, aber ich glaube es nicht.« Ernsthafter sind seine Worte, wenn

er den Philosophen einen Menschen nennt, der die Natur dem Gesetz, die Vernunft dem Herkommen, sein Gewissen der öffentlichen Meinung und sein Urteil dem Irrtum entgegenstellt.

Er betrachtet die Philosophie vom Standpunkt des praktischen Lebens. Die Theorien der Moral flößen ihm dasselbe Mißtrauen ein wie die Metaphysik. »Die Philosophie hat viele Droguen, sehr wenig gute Heilmittel und fast keine Specifica«. Ein anderes Mal aber sagt er: »Leben ist eine Krankheit, von der uns der Schlaf alle 16 Stunden einmal befreit. Aber er ist nur ein Palliativ: der Tod ist das Spezifikum.«

Unter entsetzlichen physischen und moralischen Schmerzen flüchtete er sich in den letzten Monaten seines Lebens in die Stille philosophischer Betrachtung und nahm Locke und Leibniz zur Hand; da beschäftigte ihn der Gedanke an ein philosophisches Sammelwerk, das aber erst nach seinem Tode als »philosophische Dekade« von seinen Freunden herausgegeben wurde.

Als Dichter und Schriftsteller ist Chamfort längst vergessen, aber seine Maximen (maximes et pensées) und Anekdoten (caractères et anecdotes), an denen er mehr als zehn Jahre schrieb und die er bis zu seinem Tode als »Zeugnisse der vollendeten Civilisation« verborgen hielt, werden seinen Namen noch lange dem Gedächtnis der Nachwelt bewahren. Hier steht Chamfort auf seiner Höhe als Moralist. Hier geißelt er mit kaustischem Witz und beißendem Spott die aristokratische Gesellschaft, deren verwöhnter Liebling er selbst lange gewesen. Sein bitterer Hohn, seine scharfe Ironie achtet keine begrenzende Schranke, wenn er auch selbst einmal zwei Klassen von Moralisten und Politikern unterscheidet: »Die einen haben die menschliche Natur nur von ihrer verhaßten und lächerlichen Seite gesehen. Zu ihnen gehören die meisten, Lucian, Montaigne, Labruyère, Larochefoucauld, Swift, Maudeville, Helvetius etc. Die anderen kennen nur die schöne Seite und auch die nur in ihrer Vollkommenheit, so Shaftesbury und noch einige andere. Die ersten haben nur die Abtritte gesehen, nicht aber das ganze Gebäude, die zweiten sind Schwärmer, welche das

Auge von allem abwenden, was sie verletzt, aber deshalb doch nicht weniger da ist. Est in medio verum.«

Chamfort selbst aber hat nie die goldene Mittelstraße gesucht. Mit leidenschaftlichem Zorn, mit ätzendem Witz, mit glühendem Haß hat er ein Bild seiner Zeit gezeichnet, und dies Bild ändert sich nicht, wenn Roederer auch behauptet, Chamfort habe die Welt nicht mehr beobachtet als die Gesellschaft, und Pélisson hinzusetzt, er habe die Menschheit noch weniger beobachtet als die Gesellschaft. Aber unbegreiflich erscheint es geradezu, wenn Chamforts Biograph Pélisson ihn vom »irrtümlichen und ungerechten« Vorwurf der Misanthropie freisprechen will und seine Misanthropie auf Melancholie im etymologischen Sinne des Wortes beschränkt. Schon die bisher erwähnten Äußerungen Chamforts, die sich beträchtlich vermehren ließen, widerlegen solche Behauptungen. Nicht minder gilt dies aber von dem Versuch Pélissons, Chamfort sogar jedes bewußten Pessimismus entkleiden zu wollen. Zeigt sich nicht die ganze sarkastische Schärfe und pessimistische Weltanschauung in Äußerungen, wie den beiden folgenden, die unschwer durch andere verstärkt werden könnten: »Die physische Welt scheint das Werk eines mächtigen, guten Wesens zu sein, das gezwungen war, einen Teil seines Plans einem boshaften Wesen zur Ausführung zu überlassen. Aber die moralische Welt scheint das Produkt der Launen eines verrückt gewordenen Teufels zu sein.« (Tome II, 16.) »Eine schöne Allegorie der Bibel lehrt, daß der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse die Ursache des Todes ist. Will dies schöne Sinnbild nicht andeuten, daß man die Illusionen verliert, wenn man in den Grund der Dinge eindringt, und dadurch der Tod der Seele eintritt, d. h. eine völlige Gleichgültigkeit für alles, was die anderen Menschen berührt und beschäftigt?«

Faguet vergleicht einmal Chamfort, »den großen Moralisten am Ende des 18. Jahrhunderts«, mit Larochefoucauld, und nennt ihn einen plebejischen Larochefoucauld, reicher an Bitterkeit und Glut, der die scharfsinnigen Beobachtungen Larochefou-

caulds bis zur Ironie, und die Ironie Larochefoucaulds bis zum Sarkasmus weiterführe. Hierbei unterscheidet Faguet in geistvollen Ausführungen die verschiedenen Erscheinungsformen des Pessimismus. Er spricht vom christlichen Pessimismus, vertreten durch Paskal, mehr Methode als Gefühl, der vor dem Menschen sein ganzes Elend offenlegt, um seinen Hochmut zu demütigen und ihn zu den Füßen Gottes niederzubeugen. Daneben stellt er den philosophischen Pessimismus, welcher systematisch dem Menschen sein Unglück und seine Verworfenheit vorhält; im Hinweis auf die Unmöglichkeit besseren Ersatzes bekämpft er den Willen zum Leben und betrachtet das menschliche Streben vom Standpunkt des fehlenden Irrtums. Bei lebensfrohen und tatendurstigen Menschen beobachtet Faguet den Pessimismus vorübergehender Verbitterung und schlechter Laune, der nur auf zeitweiligem Unbehagen beruhe und in Voltaires Candide typisch dargestellt werde. Faguet zeichnet ferner einen poetischen und künstlerischen Pessimismus, der aus einer geheimen Herzenswunde stamme, den man aber weniger als intimes Weh empfinde, vielmehr lieber als reichen Stoff zu glänzenden Klagen und tiefem Seelenschmerz benutze. Wenn Faguet in Larochefoucaulds ruhigen, vornehm abgewogenen, leidenschaftslosen, aber tiefempfundenen Maximen den pessimistischen Unterton immer wieder durchklingen hört, denselben aber in keine seiner obigen Klassifizierungen einzureihen weiß, so dürfen wir von Larochefoucaulds Schüler Chamfort behaupten, daß sich alle diese Kennzeichen pessimistischer Lebensanschauung und Weltbetrachtung mehr oder weniger in seinen Äußerungen widerspiegeln. Nur eines kommt noch bei Chamfort hinzu: die bis ins Krankhafte gesteigerte, sensible Empfindlichkeit, der bis ins Cynische ausartende, grimmige Menschenhaß, der bis zur Verachtung und Vernichtung durchbrechende, zügellose, leidenschaftliche Groll und Zorn. Und eins fehlt bei Chamfort: die metaphysische Grundlage, die systematisch aufgebaute und

theoretisch als berechtigt verfochtene oder verfechtbare Methode der pessimistischen Welt- und Lebensanschauung.

Dieser Mangel findet sich aber, wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, bei Schopenhauer vollständig ausgeglichen.

5. Die Quellen des Pessimismus Schopenhauers.

Schopenhauer hat bereits im Hauptwerk seiner Jugend (die Welt als Wille und Vorstellung 1819) ein geschlossenes System des Pessimismus dargestellt, das er während der folgenden Jahrzehnte systematisch fortgesetzt und ergänzt hat. Mit großem Eifer hat man, besonders in neuerer Zeit, sich bemüht, die pessimistische Weltanschauung Schopenhauers bis auf ihre Quellen zurückzuverfolgen und seine Lebensführung mit seinem Innenleben und seiner Philosophie zu vergleichen. Wir dürfen deshalb auch die Versuche nicht unberücksichtigt lassen, welche auf eine pathologische Erklärung des Schopenhauerschen Pessimismus hinzielen, und wir werden hierbei beachtenswerten Momenten begegnen, welche auf Schopenhauers Persönlichkeit und auf seine Weltbetrachtung ein helles Licht werfen, wenn auch im letzten Grunde durchaus daran festgehalten werden muß, daß sein Pessimismus der konsequente Ausbau und Abschluß seiner ganzen Philosophie ist. Mit dem Nachweis aber, daß seine Weltbetrachtung ihn in konsequenter Folge zum Pessimismus führte, dürfte zugleich auch die absolute Unabhängigkeit von französischen Beeinflussungen seines Denkens und Gestaltens und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Folgerungen seiner Philosophie festgestellt sein.

Karl von Seidlitz hat zuerst (Dorpat 1872) Schopenhauer vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet und ihn als einen Geisteskranken, als ein dem Größenwahn verfallenes Individuum hingestellt. Er unterscheidet zwei Stadien in Schopenhauers Psychose und erklärt, sein plötzlicher Tod habe ihm die

jammervolle Inszenierung der Abnahme seiner Geisteskräfte bis zum Blödsinn erspart. Wilhelm Ebstein hat diese Ausführungen bei aller Anerkenntnis der Eigenart von Schopenhauers Gemütsleben mit seinen mannigfachen Absonderlichkeiten klar und nachdrücklich widerlegt (W. Ebstein, Arthur Schopenhauer. Seine wirklichen und vermeintlichen Krankheiten. Stuttgart 1907) und mit Recht darauf hinweisen können, daß Julius Bahnsen seinen Gesamteindruck von Schopenhauers Persönlichkeit nach einem Besuche 4 Jahre vor des Philosophen Tode dahin zusammenfaßte: »Ich zog von dannen mit dem Bewußtsein, nicht nur einen Genuß des Denkens, sondern einen Charakter echtester Erhabenheit von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.« (Julius Bahnsen, Wie ich wurde, was ich ward. München 1905, S. 47.)

Iwan Bloch glaubte auf Grund von Notizen im Manuskriptbuch No. 3 (»Brieftasche« genannt) von medizinischem Standpunkt nachweisen zu können, daß eine syphilitische Infektion eine der Wurzeln seiner asketischen Weltanschauung und seines Pessimismus war (Medizinische Klinik 1906, No. 25. 26 Abhandlung: Schopenhauers Krankheit im Jahre 1823), und Mehler stellte die uneingeschränkte Behauptung auf: »Schopenhauer war nicht der erste und leider auch nicht der letzte, den die Syphilis zum Pessimisten machte.« (Schopenhauers Krankheit. Die Umschau, 1906, No. 47.) Gegenüber solchen auffallenden Erklärungen hat Ebstein Schopenhauers eigene briefliche Angaben über seine schwere Erkrankung in München im Jahre 1823 medizinisch geprüft und unwiderleglich festgestellt, daß Schopenhauers Krankheit nicht in Syphilis, sondern in einem schweren mit Fistelbildung komplizierten Hämorrhoidalleiden, Gicht und Nervenübel bestand (W. Ebstein, l. c. S. 25). In den letzten Lebensjahren aber litt Schopenhauer nach Ebsteins gründlichen Untersuchungen an einer chronischen Verkalkung der Kranzarterien, und dieser Herzerkrankung — nicht einem Lungenschlag, wie W. Gwinner annimmt (Schopenhauers Leben,

1910, S. 394) — ist er nach wiederholt aufgetretenen Vorboten am 21. September 1860 durch einen plötzlichen Tod erlegen.

Muß es nach diesen Feststellungen als durchaus ungerechtfertigt erscheinen, Schopenhauers pessimistische Lebensauffassung mit psychischer oder syphilitischer Krankheit in Zusammenhang zu bringen und seine pessimistische Weltanschauung als Krankheitssymptom zu betrachten, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, daß gewisse pathologische Erscheinungen und individuelle, z. T. vererbte Prädispositionen auf seinen Charakter und auf seine Philosophie eingewirkt haben.

Schopenhauer hat selbst die Vererbung des Willens vom Vater und des Intellekts von der Mutter als feststehende Tatsache hingestellt und auf sich selbst angewandt. In der Tat spiegeln sich schon im Bilde des Philosophen mancherlei ererbte Eigenschaften und krankhafte Anlagen wider. Seine Großmutter war von so heftigem Charakter, daß sie zuletzt, nach ihres Mannes Tode, für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gesetzt wurde. Die beiden jüngeren ihrer vier Söhne zeigten bedenkliche geistige Störungen. Vom zweitältesten wissen wir nur, daß er 1794 an der Auszehrung gestorben ist; vom ältesten, Heinrich Floris, dem Vater des Philosophen, sind uns durch seine Frau Johanna und seinen Sohn Arthur mancherlei Züge erhalten.

Dem Wappenspruch seiner Familie getreu (»kein Glück ohne Freiheit«) war er von starkem Gefühl für Freiheit und Recht beseelt. Mit ungewöhnlicher Willenskraft und hervorragender Intelligenz verband er furchtlose Offenheit und rücksichtslose Zähigkeit. Der patrizische Kaufherr machte in seiner republikanischen Gesinnung weder von dem ehrenvollen Freibrief Friedrichs II., noch von der auszeichnenden Titelverleihung des polnischen Königs jemals Gebrauch, und der stolze Republikaner voll kühnen Unternehmungsgeistes opferte lieber Vaterland und Vermögen, indem er nach Hamburg zog, als daß er in der preußisch gewordenen Vaterstadt Danzig noch 24 Stunden länger verblieb. Über die edlen Gemütsseiten des weichherzigen,

feingebildeten und welterfahrenen Mannes warfen schroffe Heftigkeit und unbezähmbare Reizbarkeit dunkle Schatten, Charaktereigenschaften, welche auch bei Schopenhauers Großvater mütterlicherseits mit seinem aufbrausenden Temperament, mit seiner leidenschaftlichen Willenshärte und unerschütterlichen Wahrhaftigkeit nach dem Zeugnis der Tochter die wichtigsten Grundzüge seines Charakters bildeten.

Nebenbei sei bemerkt, daß man nicht selten auf die Ähnlichkeit der Familienbeziehungen bei Goethe und Schopenhauer hingewiesen hat. Hier wie dort heiratet ein älterer Mann ein junges, geistvolles Mädchen, das ihn ehrt, aber nicht liebt; hier wie dort ein genialer Sohn und eine brave, kluge, aber unschöne Tochter; in beiden Fällen ein Vater von großem, starkem, derbem Körperbau, von hoher Begabung, Fleiß, Ehrenhaftigkeit, Stolz, Hartnäckigkeit, Härte, Pedanterie. Beide Väter, um die Erziehung des einzigen Sohnes ernsthaft bemüht, mißachten das Recht der Individualität und wollen ihren Söhnen die Lebensbahn gegen die Natur vorzeichnen; diese und manche andere Parallelen lassen sich unschwer ziehen (Gwinner S. 36; Möbius S. 15 u. A.).

Finden wir in den vorhergehenden Ausführungen bereits die hervorstechendsten Charaktereigenschaften Arthur Schopenhauers in den beiden Linien seiner Familie vorbereitet, so kommt ferner hinzu, daß Schopenhauer vom Vater eine krankhafte Affektion der Gehörnerven geerbt hatte, welche ihn bis ins Alter hinein quälte und auf seine Stimmung von Jugend auf einwirkte. Sein Vater war mit sich steigernder Schwerhörigkeit immer reizbarer und heftiger geworden, Angstgefühle und Gedächtnisstörungen nahmen zu und nach mancherlei Verwirrungszuständen und Erscheinungen krankhafter Aufregungen stürzte er eines Tages aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal. Man hat sofort einen freiwilligen Tod vermutet, und mancherlei Anzeichen, insbesondere Andeutungen in den Briefen der Mutter an den Sohn geben dieser Vermutung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Hatte tiefe Traurig-

keit den Sohn schon in den Knabenjahren nach seinem eigenen Geständnis »unfügsam und anderen lästig gemacht, so steigerte der plötzliche Tod des Vaters seine trübe Stimmung so sehr, daß sie von wahrer Melancholie nur wenig entfernt war.« (Vitae curriculum in Schop. Werke ed. Grisebach VI, 252.) Dem 18jährigen schreibt die Mutter: »Ich weiß nur zu gut, wieviel Anlage zu schwermütigen Grübeleien Du von Deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.« Nach Grisebach muß er sich um diese Zeit einer Ohrenoperation unterziehen, da er links schwerhörig geworden sei; in den nächsten Jahren (1809) hören wir bereits, daß die vom Vater ererbte Anlage zu plötzlichen Beängstigungen ihn ohne ersichtlichen Anlaß, besonders in nächtlicher Stille, befällt, und nach seiner schweren Krankheit im Winter 1823/4 geht er, noch sehr geschwächt und mit ganz taub gewordenem rechten Ohr zur Kur nach Gastein. (Brief an Osann vom 21. Mai 1824; Schemann, Schopenhauerbriefe S. 424.) Wie tief die durch sein Ohrenleiden hervorgerufenen Nervenstörungen von Jugend an seine Gemütsstimmung beeinflußten, bezeugen manche von Gwinner mitgeteilten Züge. Er weist darauf hin, daß die vom Vater ererbte, von ihm selbst verwünschte und zeitlebens mit dem ganzen Aufwande seiner Willenskraft bekämpfte, an Manie grenzende Angst ihn zuweilen bei den geringfügigsten Anlässen mit solcher Gewalt überfiel, daß er bloß mögliches, ja kaum denkbares Unglück leibhaftig vor sich sah. Eine fruchtbare Fantasie steigerte diese Anlage manchmal ins Unglaubliche. Schon als sechsjähriges Kind fanden ihn die vom Spaziergang heimkehrenden Eltern eines Abends in der vollsten Verzweiflung, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin das Gespenst der Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er erschreckt vom Lager auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. (Gwinner,

249 f.) Solcher Züge ließen sich aus seinem Leben noch gar viele zusammenstellen. Zu einem Gesamtbild sie zusammenfassend erkennen wir darin die durch sein ererbtes Ohrenleiden begründete Reizbarkeit der Nerven und Heftigkeit des Temperaments, Angstgefühle peinlichster Art und quälende Angst vor Schmerzen und Tod, wozu sich noch Argwohn und Mißtrauen im Umgang mit anderen gesellten. Treffend weist Rudolf Lehmann bei der Betrachtung dieses Charakterbildes auf den schneidenden Widerspruch hin, in dem diese rein physische Angst vor dem Tode zu seinen Anschauungen vom Werte des Lebens stand, und erklärt gerade aus seiner Scheu vor Schmerz und Tod, daß seine leicht erregbare Fantasie wie magnetisch angezogen immer wieder zu jenen Bildern zurückkehrte. »Ein eigentümliches Verhältnis der Wechselwirkung besteht zwischen dem düsteren Temperament Schopenhauers und seiner abnorm starken Einbildungskraft: diese wird von jener befruchtet, sie erhält eine Richtung auf das Finstere, die nun ihrerseits wieder auf das Temperament Schopenhauers zurückwirkt. Wer könnte es verkennen, daß er selbst unter den Qualen leidet, die er so oft mit brennenden Farben ausmalt?« (Rud. Lehmann, Schopenhauer 1894. S. 24.) Ja es mutet uns wie ein Selbstporträt an, wenn er in den Pargrea schildert, daß »die großen Geistesgaben, in folge der überwiegenden Nerventätigkeit, eine überaus gesteigerte Empfindlichkeit für den Schmerz in jeglicher Gestalt herbeiführen, daß ferner das sie bedingende leidenschaftliche Temperament und zugleich die von ihnen unzertrennliche größere Lebhaftigkeit eine ungleich größere Heftigkeit der durch diese erregten Affekte herbeiführt, während es doch überhaupt mehr peinliche als angenehme Affekte giebt.« (Lindner, A. Schopenhauer. 1863, S. 54.)

Das bedeutsame schwerwiegende Gegengewicht gegen die Heftigkeit der natürlichen Instinkte war in Schopenhauers Persönlichkeit die starke, intellektuelle Geisteskraft. Sie treibt ihn, »die Welt und sich selber zu durchdringen, die Gegenstände,

die ihn umgeben, die ihn als Reizmittel oder Schrecknisse gleichmäßig peinigen, aufzulösen in die reinen Formen der Abstraktion und der logischen Verhältnisse und aus diesen Formen eine neue Welt zu gestalten.« (Rud. Lehmann, S. 27.) So erblickt er seine höchste und schönste Lebensaufgabe darin, das was sich ihm innerlich in genialem Schauen offenbart, in äußerliche Formen der Darstellung zu gießen nnd im Worte Gestalt werden zu lassen. In einem Briefe an Professor Erdmann in Halle vom 9. April 1851 schildert er die Entstehung seines Hauptwerkes »Die Welt als Wille und Vorstellung« mit folgenden charakteristischen Worten: »Während des vierjährigen Aufenthaltes in Dresden (1814—1818) ist es gewesen, daß in meinem Kopfe, gewissermaßen ohne mein Zutun, mein philosophisches System, strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro konvergierend, zusammenschoß, sowie ich es sofort im ersten Bande meines Hauptwerks niedergelegt habe. Mich haben nicht die Bücher, sondern die Welt hat mich befruchtet.« (L. Schemann, Schopenhauerbriefe S. 332.) Interessant ist gerade in diesem Zusammenhang, was Schopenhauer über andere Autoren und deren Zitate im Abschnitt vom Selbstdenken (Parerga 2, § 263) sagt: »Zu einem Selbstdenker verhält sich der gewöhnliche Bücherphilosoph, wie zu einem Augenzeugen ein Geschichtsforscher: Jener redet aus eigener, unmittelbarer Auffassung der Sache. Daher stimmen alle Selbstdenker im Grunde doch überein, und ihre Verschiedenheit entspringt nur aus der des Standpunkts; wo aber dieser nichts ändert, sagen sie alle dasselbe. Denn sie sagen bloß aus, was sie objektiv aufgefaßt haben. Oft habe ich Sätze, die ich, ihrer Paradoxie wegen, nur zaudernd vor das Publikum brachte, nachmals, zu meinem freudigen Erstaunen, in alten Werken großer Männer ausgesprochen gefunden.« Sollte dies nicht auch gerade auf einzelne Aussprüche Chamforts, so gut wie auf andere Autoren Anwendung finden dürfen?

6. Schopenhauers Pessimismus.

Ehe wir nunmehr Schopenhauers Pessimismus in kurzen Strichen zu schildern versuchen, der bei aller Verwandtschaft mit der indischen Philosophie und allem unleugbaren Zusammenhang mit der christlichen Religion doch eine glänzende Darstellung abendländischer Weltanschauung auf pessimistischer Grundlage darbietet, sei zuvor darauf hingewiesen, daß auch Schopenhauers Pessimismus nicht als etwas ganz Neues in die Erscheinung tritt. Der Pessimismus ist vielmehr so alt wie die denkende Menschheit überhaupt, und Schopenhauer selbst hat eine Reihe von Vorgängern in seiner Weltanschauung zusammengestellt.

Von je her hat man in der Menschheit eine tiefe Empfindung dafür gehabt, daß etwas Tragisches im Geschick des Menschengeschlechts liege. Hiob verflucht den Tag seiner Geburt (Hiob 3, 3), und der Prediger Salomo klagt: Mich verdroß zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, daß es so gar eitel und Mühe ist (Pred. Sal. 2, 17). Züge tiefer Melancholie finden sich im griechischen und römischen Altertum, bei Hesiod und Simonides, in den Chören des Sophocles und Euripides. Schopenhauer erwähnt die zuerst von Herodot erzählte Sitte der Thraker, den Neugeborenen mit Tränen zu bewillkommnen, und alle Übel, denen er jetzt entgegengeht, herzuzählen; dagegen den Toten mit Freude und Scherz zu bestatten, weil er so vielen und großen Leiden entgangen sei. In den Fragmenten zur Geschichte der Philosophie erscheint Schopenhauer die pessimistische Lehre des Empedokles besonders beachtenswert. »Er hat das Elend unseres Daseins vollkommen erkannt und die Welt ist ihm, so gut wie den wahren Christen, ein Jammertal, — λοιμὸς λειμών. Schon er vergleicht sie, wie später Plato, mit einer finsteren Höhle, in der wir eingesperrt wären. In unserem irdischen Dasein sieht er einen Zustand der Verbannung und des Elends, und der Leib ist der Kerker der Seele. Diese Seelen haben

einst sich in einem glücklichen Zustande befunden und sind durch eigene Schuld und Sünde in das gegenwärtige Verderben geraten, in welches sie, durch sündigen Wandel, immer mehr sich verstricken und in den Kreislauf der Metempsychose geraten, hingegen durch Tugend und Sittenreinheit, zu welcher auch die Enthaltung von tierischer Nahrung gehört, und durch Abwendung von den irdischen Genüssen und Wünschen wieder in den ehemaligen Zustand zurückgelangen können. — Also dieselbe Urweisheit, die den Grundgedanken des Brahmanismus und Buddhismus, ja auch des wahren Christentums (darunter nicht der optimistische, jüdisch-protestantische Rationalismus zu verstehen ist) ausmacht, hat auch dieser uralte Grieche sich zum Bewußtsein gebracht; wodurch der consensus gentium darüber sich vervollständigt.« (Parerga ed. Grisebach 1, 51; ed. Deussen 1, 45). Schopenhauer beruft sich ferner auf Plato, Heraklit, Theognis und Plinius und rühmt nach Erwähnung von Shakespeare und Byron seinen Zeitgenossen Leopardi, der von diesem Gegenstande ganz erfüllt und durchdrungen sei: Überall ist der Spott und Hohn dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, mit solchem Reichtum an Bildern, daß er nie Überdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und erregend wirkt.« (Welt als Wille u. Vorst. II, § 46.)

Gehen wir nach diesem kurzen geschichtlichen Überblick nunmehr zu derjenigen Form des Pessimismus über, welche den Inhalt der Schopenhauerschen Weltanschauung darstellt, indem wir seinen eigenen Ausführungen uns in ihren wesentlichen Grundzügen anschließen.

Das Wesen aller Dinge, das Ding an sich ist der Wille, der Wille zum Leben. Dieser Wille strebt auf allen Stufen seiner Erscheinung ins Unendliche. Er ist keiner endlichen Befriedigung fähig; ohne Ziel, ohne Ruhepunkt, kann er nur durch Hemmung in seinem Streben aufgehalten werden. Alles Streben entspringt aus Mangel, aus Unzufriedenheit mit seinem Zustand,

es ist also Leiden, so lange es nicht befriedigt ist. Keine Befriedigung ist aber dauernd, sondern nur der Anfangspunkt neuen Strebens. Das Streben wird immer wieder gehemmt; darum immer wieder Leiden, kein letztes Ziel des Strebens, und darum kein Maß und Ziel des Leidens. In demselben Maß, in dem die Erscheinung des Willens vollkommener wird, wird auch das Leiden mehr und mehr offenbar. Je mehr die Erkenntnis, das Bewußtsein sich steigert, um so mehr wächst das Bewußtsein des Leidens.

Das eigentliche Dasein des Menschen ist nur in der Gegenwart. Die Gegenwart wird durch die Flucht in die Vergangenheit ein steter Übergang in den Tod, ein stetes Sterben. Die Zukunft ist ganz ungewiß und immer kurz. Das Leben unseres Leibes ist nur ein fortdauernd gehemmtes Sterben, ein immer aufgeschobener Tod. Zwischen Wollen und Erreichen fließt jedes Menschenleben fort. Alle Befriedigung ist im wesentlichen negativ, nicht positiv, denn sie setzt einen Wunsch, d. h. Mangel voraus. Daher ist Befriedigung oder Beglückung nie mehr als Befreiung von einem Schmerz, einer Not. Der Wille, die Objektivation des Willens in jedem Menschenleben ist deshalb ein Streben ohne Ziel und Ende. Der Lebenslauf jedes Individuums ist nur ein kurzer Traum des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben. Jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle vom ganzen Willen zum Leben, in aller seiner Heftigkeit, muß mit vielen und tiefen Schmerzen und zuletzt mit einem lange gefürchteten, endlich eintretenden Tode bezahlt werden. Darum stimmt uns der Anblick eines Leichnams so plötzlich ernst. Das Leben des einzelnen ist, wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, ein Trauerspiel; aber im einzelnen durchgegangen hat es den Charakter des Lustspiels. Jede Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte, jeder Lebenslauf eine fortgesetzte Reihe großer und kleiner Unfälle, und vielleicht nie wird ein Mensch am Ende seines Lebens, wenn er besonnen und aufrichtig ist, wünschen, es

nochmals durchzumachen, sondern, eher als das, viel lieber gänzliches Nichtsein erwählen. (Welt als Wille und Vorstellung I § 56—59.) Die entsetzlichen Schmerzen, welchen jeder Teil unseres Leibes, jeder Nerv offensteht, könnten nicht sein, wenn wir, oder dieser Leib, nicht etwas wären, das nicht sein sollte. (Handschr. Nachlaß ed. Frauenstädt 423.) Alter und Tod, zu denen jedes Leben notwendig hineilt, sind das aus den Händen der Natur selbst erfolgende Verdammungsurteil über den Willen zum Leben, welches aussagt, daß dieser Wille ein Streben ist, das sich selbst vereiteln muß. Mit Recht sagt der von Natur und Glück begünstigte Voltaire: »Das Leben ist nur ein Traum und der Schmerz Wirklichkeit.« Den Beweisen Leibnizens, daß diese Welt die beste unter den möglichen sei, läßt sich der Beweis entgegenstellen, daß sie die schlechteste unter den möglichen sei. Denn möglich heißt nur, was wirklich existieren und bestehen kann. Nun ist diese Welt so eingerichtet, wie sie sein mußte, um mit genauer Not bestehen zu können, wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen.

Der Optimismus ist im Grunde das unberechtigte Selbstlob des eigentlichen Urhebers der Welt, des Willens zum Leben, der sich wohlgefällig in seinem Werke spiegelt. Demgemäß ist es nicht nur eine falsche, sondern auch eine verderbliche Lehre. Richtiger ist es, Arbeit, Entbehrung, Not und Leiden, gekrönt durch den Tod, als Zweck unseres Lebens zu betrachten (wie dies Brahmanismus und Buddhismus und auch das ächte Christentum tun); weil diese es sind, die zur Verneinung des Willens zum Leben leiten. (Welt als W. u. Vorst. II, § 46.) Es ist sehr beachtenswert, wie die Grundformen der Objektivation des Willens, nämlich Zeit, Raum und Kausalität, auch gerade die Quelle aller Leiden des Lebens, ihrer Möglichkeit nach, sind. (Handschr. Nachlaß, ed. Frauenstädt S. 421.)

Das Leiden ist der Läuterungsprozeß, durch welchen allein,

in den meisten Fällen, der Mensch geheiligt, d. h. von dem Irrweg des Willens zum Leben zurückgeführt wird. In noch höherem Grade kommt solche heiligende Kraft dem mehr als alles Leiden gefürchteten Tode zu. (Welt als W. u. V. II, § 49.)

Der fundamentale Unterschied aller Religionen besteht nur darin, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind, d. h. ob sie das Dasein der Welt als durch sich selbst gerechtfertigt darstellen, mithin es loben und preisen, oder aber es betrachten als etwas, das nur als Folge unserer Schuld begriffen werden kann und daher eigentlich nicht sein sollte. (Welt als W. u. V. II, Kap. 17.) Die Kraft, vermöge welcher das Christentum zunächst das Judentum und dann das griechische und römische Heidentum überwinden konnte, liegt ganz allein in seinem Pessimismus, in dem Eingeständnis, daß unser Zustand ein höchst elender und zugleich sündlicher ist, während Judentum und Heidentum optimistisch waren. Jene von jedem tief und schmerzlich empfundene Wahrheit schlug durch und hatte das Bedürfnis der Erlösung in ihrem Gefolge (ebenda).

Schopenhauer mußte nach Nietzsche (Unzeitgemäße Betrachtungen, drittes Stück, Leipzig 1874) unser Zeitalter den Pessimismus erst wieder lehren, welcher aber so alt ist, als es je Sehnsucht nach Kultur gab. Es ist der erhabene Pessimismus des Buddha, und ebenso derjenige der Lehre des Evangeliums und der aus ihm hervorgegangenen Asketen. Der Protestantismus freilich ist nach Schopenhauer in den Optimismus zurückgefallen, und er nennt ihn deshalb »ein abgestumpftes, oder vielmehr abgebrochenes Christentum, welchem die Spitze fehlt: es läuft in nichts aus.« (Parerga II, § 180.)

Im Gegensatz der ewig rastlosen Bewegung, welche der eigentümlichste Charakter dieser Welt und aller ihrer Wesen ist (indem diese sämtlich Willenserscheinungen sind, und ihr Wollen überall durch Bewegung, sei sie am Leitfaden der Ursachen, der Reize oder der Motive herbeigeführt, äußern) muß es wohl ein Dasein in ewiger Ruhe geben: will man dieses

mit Gott bezeichnen, so habe ich nur dies dagegen einzuwenden, daß der Ausspruch ursprünglich doch etwas anderes bezeichnet und daher Mißverstand veranlassen könnte. Übrigens wird Verneinung des Willens zum Leben Bejahung jenes Daseins sein«. (Manuskriptbuch Pandectae, 333).

7. Schlußbetrachtung.

Die Sehnsucht nach diesem Nirwana, nach jenem »Jenseits aller Erkenntnis«, von dem Schopenhauer einmal sagt, daß wir dort in einem Lichte stehen werden, von dem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist, diese Sehnsucht, die ihn von Kindheit an begleitet, hat ihn doch nicht dahingebracht, seine Lebensführung den buddhistischen und christlichen Asketen gemäß einzurichten. Hat man Recht getan, wenn man ihm dies als Widerspruch zwischen Leben und Lehre auslegte? Gwinner ist es unvergeßlich geblieben, wie Schopenhauer einst in seinem Hause das Bild Rancés, des Hauptes der Trappisten, in tiefer Bewegung betrachtete und sich dann mit schmerzlicher Gebärde wegwendend sagte: Das ist Sache der Gnade. (Gwinner S. 246). Er glaubte sich wohl berufen, dies Ideal seines Lebens darzustellen, vermochte es aber nicht selbst durch die Tat zu verwirklichen. »Ich habe wohl gelehrt«, sagte er zu Frauenstädt, »was ein Heiliger ist, bin aber selbst kein Heiliger«.

Schopenhauers eigentliches, wahres Leben war ein intellektuelles Leben. Noch zwei Tage vor seinem Tode äußerte er zu Gwinner: es gehe, wie es wolle, er habe zum wenigsten ein reines intellektuelles Gewissen. Bei der Einheit und Festigkeit seiner Welt- und Lebensanschauung ein doppelt seltenes Glück! (Gwinner 393). Auf dies spekulative Leben hatte ihn hervorragende philosophische Begabung und spekulative Neigung von früh auf gewiesen; hier fand er in der inneren Befriedigung Ersatz für das, was ihm das Leben im Äußeren

vorenthielt. »Ein höchstes Glück ist unmöglich; das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf«, das war und blieb seine Lebenslosung. Darum tut man ihm Unrecht, wenn man mit Kuno Fischer vom »schmerzlosen Pessimismus und glücklichen Lebenslauf« redet, der Pessimismus war ihm aufrichtige Herzenssache und tiefste, eigenste Lebenserfahrung, nicht bloß ästhetisch anempfundener Weltschmerz.

Im Manuskriptbuch »An sich selbst (εἰς ἑαυτὸν)« sagt er, einen Blick auf sein äußeres Leben werfend: »Bei Anwandlungen von Unzufriedenheit bedenke ich stets, was es heiße, daß ein Mensch wie ich sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Anlagen und seinem angeborenen Berufe leben könne und wieviele tausend gegen eins waren, daß das nicht anging und ich sehr unglücklich geworden wäre. Wenn ich zu Zeiten mich unglücklich gefühlt, so ist dies mehr nur vermöge einer méprise, eines Irrtums in der Person geschehen, ich habe mich dann für einen anderen gehalten, als ich bin, und nun dessen Jammer beklagt: z. B. für einen Privatdozenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem Injurienprozesse, oder für den Liebhaber, den jenes Mädchen, auf das er kapriziert ist, nicht erhören will, oder für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Miseren laborieren: das alles bin ich nicht gewesen, das alles war fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen, den ich eine Weile getragen und dann gegen einen anderen abgelegt habe. Wer aber bin ich denn? Derjenige, welcher die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben und von großen Problemen des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquieren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen wird. Der bin ich, und was könnte den anfechten in den Jahren, die ich noch zu atmen habe«. (Ed. Grisebach S. 271. 272).

In diesen Selbstzeugnissen, welche in ihrer kraftvollen,

scheulosen Offenheit keinen Mangel an Selbstbewußtsein und Überzeugung von der Bedeutung seiner intellektuellen Persönlichkeit bekunden, offenbart Schopenhauer seine ganze Persönlichkeit, und man hat mit Recht von ihm sagen dürfen, daß es vielleicht keinen zweiten Denker gäbe, bei dem der Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Philosophie so durchdringend und zugleich so durchsichtig sei; ja man hat gerade in diesem Umstande die besondere Anziehungskraft von Schopenhauers Schriften erkennen wollen. Fr. Paulsen vergleicht Schopenhauer mit Sokrates in Platons Phädrus, der nur sich selbst zu erkennen strebe, von welcher Natur er sei, ob ein Tier, komplizierter und vulkanischer als Typhon, oder ein zahmeres und einfacheres Wesen, von göttlicher und nicht von vulkanischer Bildung, und rühmt seine schriftstellerische Wahrhaftigkeit und Sincerität, die innerhalb der modernen Philosophie fast ohne Gleichen sei. (Fr. Paulsen, Arthur Schopenhauer. Deutsche Rundschau 1882.)

Der pessimistische Grundzug spiegelt sich unverkennbar in seiner ganzen Persönlichkeit wider und prägte sich schon von seiner Jugendzeit an in seinem ganzen Wesen aus. Dem 16jährigen schreibt seine kluge Mutter schon: »Ich weiß, wie gerne du über das Elend der Menschen brütest« (Gwinner S. 40) und frühe Tagebücher bezeugen, daß er in dem Leben der vornehmen Welt nur einen anhaltenden und verzweifelten Kampf gegen die Langeweile, dagegen in dem Leben der niederen Volksklassen einen steten Kampf gegen die Not erblickt.

Als Wieland ihm Ostern 1811 freundschaftlich vom Studium der Philosophie abraten wollte, erklärte der 23jährige Student dem 78jährigen Dichter: Das Leben ist eine mißliche Sache. Ich habe mir vorgenommen, das meine damit zuzubringen, über dasselbe nachzudenken. Als 25jähriger bekennt er in Weimar, daß zum Proviant für die Lebensreise auch ganz vorzüglich ein guter Vorrat von Resignation gehöre, den man erst aus fehlgeschlagenen Hoffnungen abstrahieren müsse.

Er war sich dessen bewußt, schreibt er 1816 in Dresden, nicht die unverwüstliche Heiterkeit des Sinnes, den weltverschönernden Blick zu besitzen, welchen die Götter manchen genialen Menschen verleihen, aber fortgesetztes Forschen, Gewinnen an Einsicht, Eindringen in die Wahrheit mischt ihm Süße in den bittersüßen Trank seines Lebens. (Lindner S. 258.) In heißem, unablässigen Ringen strebt er »nach innerer Einheit seines Wesens, nach Eintracht mit sich selbst« schon in den Jahren seines Dresdener Aufenthaltes (1814—1818), in denen sein Hauptwerk entstand. Er hat früh gelernt, einsam und unverstanden durch die Welt zu gehen, und im stolzen Bewußtsein genialer Individualität schaute er geringschätzend auf seine Mitmenschen herab. Im brennenden Verlangen nach Anerkennung seiner Philosophie durch jahrzehntelanges Totschweigen aufs schmerzlichste enttäuscht macht er seinem zornerfüllten Herzen durch maßlose Angriffe auf die zeitgenössischen Philosophen Luft, und nur in der stolzen und gewissen Hoffnung auf die Anerkennung einer verständnisvolleren und dankbaren Nachwelt findet er Trost und Ersatz.

Man hat neuerdings versucht, ihn in Beziehungen zur Romantik zu setzen, und nach R. Haym (Preuß. Jahrbücher 1864) haben neuere Gelehrte, R. Lehmann, Höffding, Volkelt, Carl Joel, Rich. M. Meyer, in ihm mehr oder weniger einen Philosophen der Romantik mit ihrem Subjektivismus, mit ihrem Intuitionismus, mit ihrer Melancholie erblicken wollen. Ruyssen weist dies aber in seinem neuen französischen Werk über Schopenhauer mit Recht zurück; neben anderen Argumenten gegen Schopenhauers Romantizismus betont er, daß die unzähligen Zitationen, welche seine Werke schmücken, schlagend beweisen, bis zu welchem Grade er klassisch, nicht aber romantisch, in Kultur und Geschmack sei. (Th. Ruyssen, Schopenhauer. Paris, Alcan 1911, S. 103. 104). Läßt uns dies nicht zugleich bedenken, wie die Zeiten sich ändern und die Erkenntnis fortschreitet? Auch jenseits der Vogesen ist die deutsche Philosophie durch sorgsame französische Über-

setzungen und kritische philosophische Werke beliebter Gegenstand ernster wissenschaftlicher Behandlung geworden. Es fehlt zwar bis auf den heutigen Tag nicht an scharfer und ungerechter Beurteilung. So schreibt noch unlängst Auguste Dietrich: In unseren Tagen hat das Studium der Philosophie Kants noch einen besonderen Vorteil: es lehrt uns, wie tief die philosophische Literatur in Deutschland seit der Kritik der reinen Vernunft gesunken ist. (A. Dietrich, Parerga. Fragments sur l'histoire de la philosophie, Paris 1912, S. 115), aber auch andere Stimmen werden laut, und Th. Ruyssen erkennt dankbar an: wieviel die französische Philosophie und Wissenschaft Schopenhauer verdanke, bewiesen Namen wie Renouvier, Guyau, Sully Prudhomme, Brunetière, Loti und viele andere. (Ruyssen, S. VIII.)

Schopenhauers pessimistische Weltanschauung wurzelte letzten Grundes in dem angeborenen Hang zur Melancholie, in der metaphysischen Betrachtung alles Zeitlichen, Werdenden und Vergehenden, in der frühzeitigen Unterscheidung des Zeitlichen und Ewigen, der Erscheinung und des Dinges an sich, des sinnlichen, empirischen Bewußtseins im Gegensatz zum »besseren Bewußtsein«, das er später in der »Welt als Wille und Vorstellung« die Verneinung des Willens zum Leben nennt. Wie kann es uns doch wundern, schreibt er in Berlin 1813, daß diese Welt das Reich des Zufalls, des Irrtums und der Torheit, die der Weisheit auf das Haupt schlägt, ist; daß Bosheit darin wütet, und jeder Abglanz des Ewigen nur wie durch Zufall darin Raum findet. Wie kann uns dies wundern, da doch eben diese Welt (d. h. unser empirisches, sinnliches, verständiges Bewußtsein in Raum und Zeit) ihr Entstehen nur durch das hat, was nach dem Ausspruch unseres besseren Bewußtseins nicht sein sollte, sondern die verkehrte Richtung ist, von welcher Tugend und Askese die Rückkehr und ein, infolge dieser, seliger Tod die Ablösung ist (wie die der reifen Frucht vom Baume) und Plato deshalb im Phaedon das ganze Leben

des Weisen ein langes Sterben, d. h. Losreißen von solcher Welt nennt. (Lindner S. 311.)

Aus dieser Wiedergabe der Anschauungen des jugendlichen Schopenhauer dürfte schon einleuchtend hervorragen, daß bereits der 25jährige Philosoph ein klares Bild seiner Weltanschauung in sich trug, das auch in den Jahren des gereiften und ergrauten Denkers keine Änderung erfuhr. Wie sehr auch trübe Lebenserfahrungen und subjektive Stimmungen neue Farben hinzugefügt haben, in wohltuender Frische und Ursprünglichkeit sehen wir das scharfgezeichnete Werk eines genialen Denkers mit seinen lichten Linien und seinen dunklen Schatten vor uns stehen. Mag der geistvolle Franzose Nicolas Chamfort in manchem Wort scharfsinniger Lebensbetrachtung und cynischer Weltverachtung im engbegrenzten Kreise seiner Gedanken sich mit Schopenhauer berühren, der Ruhm, auf den deutschen Philosophen anregend oder befruchtend eingewirkt zu haben, kann ihm nicht zugebilligt werden, und der Vorwurf, Schopenhauer habe aus ihm, als der Quelle seiner Weltweisheit geschöpft, ist unberechtigt und gegenstandslos. Auf Chamfort aber wie auf Schopenhauer mag das Wort des von diesem so hochgeschätzten Wandsbecker Boten Anwendung finden:

»Die philosophischen Systeme, welche von ihren Verfassern für andere erfunden und als Feigenblätter oder des Zanks oder der Schau wegen aufgestellt werden, gehen vernünftige Leute eigentlich gar nichts an. Die Philosophen aber, die nach Licht und Wahrheit forschten für eigenes Bedürfnis und um sich den Stein der Unwahrheit, der sie drückte, vom Herzen zu schaffen, gehen andere Menschen eigentlich und sehr nahe an«.

Literatur.

Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, herausgegeben von Ed. Grisebach. Leipzig, Reclam.

— — Sämtliche Werke, herausgegeben von Dr. Paul Deussen. München, Piper & Co.

— — Handschr. Nachlaß I—IV. Leipzig, Reclam.

Gwinner, W. von, Schopenhauers Leben. Dritte Aufl. Leipzig 1910.

Grisebach, Ed., Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. Berlin 1897.

Frauenstädt, Jul., Aus Arthur Schopenhauers handschriftl. Nachlaß. Leipzig 1864.

— — Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke. Berlin 1863.

— — Schopenhauer-Lexikon. Leipzig 1871.

Hertslet, W. L., Schopenhauer-Register. Leipzig 1890.

Wagner, G. F., Enzyklopäd. Register zu Schopenhauers Werken. Karlsruhe 1909.

Laban, Ferd., Die Schopenhauerliteratur. Leipzig 1880.

Schemann, Ludw., Schopenhauerbriefe. Leipzig 1893.

Schopenhauer-Bibliothek. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Cie. 1905.

Frauenstädt, Jul., Briefe über die Schopenhauersche Philosophie. Leipzig 1854.

— — Neue Briefe über die Schopenhauersche Philosophie. Leipzig 1876.

Lindner, Ernst Otto, Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn. Berlin 1863.

Janssen, Joh., Zeit- und Lebensbilder. Freiburg 1876.

Trendelenburg, Logische Untersuchungen. Leipzig 1862.

Haym, Rudolf, Arthur Schopenhauer. Preußische Jahrbücher. Berlin 1864.

Springer, Robert, Arthur Schopenhauer vor der französischen Kritik. Deutsches Museum 1864.

Meyer, Jürgen Bona, A. Schopenhauer als Mensch und Denker. Berlin 1872.
Thilo, Chr. A., Über Schopenhauers ethischen Atheismus. Leipzig 1868.
Frommann, Hermann, Arthur Schopenhauer. Jena 1872.
Weygold, G .P., Kritik des philosophischen Pessimismus. Leiden 1875.
Noiré, Ludw., Der monistische Gedanke. Leipzig 1875.
Lehmann, Rudolf, Schopenhauer. Berlin 1894.
Möbius, P. J., Über Schopenhauer. Leipzig 1899.
Richert, Hans, Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Leipzig 1905.
Ebstein, Wilh., Arthur Schopenhauer. Seine wirklichen und vermeintlichen Krankheiten. Stuttgart 1907.
Fischer, Kuno, Der Philosoph des Pessimismus. Heidelberg 1897.
— — Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. Heidelberg 1898.
Volkelt, Joh., Arthur Schopenhauer. Stuttgart 1901.
Joel, Karl, Philosophenwege. Berlin 1901.
Paulsen, Friedrich, A. Schopenhauer. Der Zusammenhang seiner Philosophie mit seiner Persönlichkeit. Deutsche Rundschau 1882.
— — Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Berlin 1900.
Bossert, A., Schopenhauer. L'homme et le philosophe. Paris 1904.
Ruyssen, Th., Schopenhauer. Paris 1911.
Dietrich, A., Parerga et paralipomena. Fragm. sur l'histoire de la philosophie. Paris 1912.
Ribot, Th., La philosophie de Schopenhauer. Paris 1874.
Weber, Alfr., Histoire de la philosophie européenne. Paris 1872.
Janet, Paul, La metaphysique en Europe depuis Hegel. II. Un philosophe misanthrope. Revue des deux mondes 1877, Tome 21.
Sully, James, Le pessimisme (Histoire et critique). Traduit de l'anglais. Paris 1882.
Nolen, D., La critique de Kant et la metaphysique de Leibniz. Paris 1875.
Lévèque, Ch., La philosophie de Schopenhauer. Journal des Savants. Paris 1874.
Caro, E., La maladie du pessimisme au dix neuvième siècle. Revue des deux mondes. Paris 1877, tome 24. 1878, tome 27.
Chamfort, oeuvres complètes, seconde édition. Paris 1808.
— — Oeuvres, avec notice surla vie etc. par Augnis. Paris 1824.
Nicolas Chamfort, Aphorismen und Anekdoten. Mit e. Essay von Hermann Eßwein. 2. Aufl. München 1913.
Caro, E., Le pessimisme au XIXe siècle. Paris 1878.

Faguet, E., Discours sur les passions de l'Amour attribué à Pascal. Paris 1911.
— — Histoire de la litérature française. Paris 1900, tome 2.
— — La démission de la morale. Paris 1910.
— — Dix-septième siècle. Études litéraires. Paris 1896.
Pélisson, Maurice, Chamfort. Étude sur sa vie, son caractère et ses écrits. Paris 1895.
Chalemel-Lacour, Un bouddhiste contemporain en Allemagne. Revue des deux mondes, 15 mars 1870.
Théologie et philosophie. Compte-rendu des principales publications scientifiques à l'étranger. Lausanne 1872.
Baumann, J. F., Über die Hauptansichten vom Werte des Lebens. Leipzig 1874.
— — Gesamtgeschichte der Philosophie. 2. Aufl. 1903.
Windelband, Wilh., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 4. Aufl. Leipzig 1907.
Überweg-Heinze, Geschichte der Philosophie. 10 .Aufl. Leipzig 1906.
Külpe, Oswald, Einleitung in die Philosophie. Leipzig 1910.

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Friedrich Wilhelm Anspach, am 20. April 1868 zu Rees am Rhein als Sohn des Gymnasiallehrers Friedrich Anspach. Ich besuchte das Gymnasium zu Wesel, wo ich am 17. März 1886 das Zeugnis der Reife erhielt. Nachdem ich in Bonn und Berlin von Ostern 1886 bis Herbst 1889 Theologie und Philologie studiert, bestand ich Oktober 1889 mein erstes theologisches Examen in Koblenz. Hierauf war ich ein Jahr als Lehrer (professeur d'allemand et de classiques) am Institut Jaccard-Rosselet in Lausanne angestellt Nachdem ich von Herbst 1890 bis 1891 meiner Militärpflicht beim 56. Infanterie-Regiment in Wesel genügt, bestand ich Oktober 1891 mein zweites theologisches Examen (pro ministerio) in Koblenz und wurde Pfarrvikar an der deutsch-reformierten Gemeinde in Frankfurt a. M. Von hier wurde ich Herbst 1892 nach Bochum (Westf.) als Pfarrer gewählt. Im Herbst 1900 wurde ich von da in meine rheinische Heimat nach Kreuznach berufen, wo ich in den letzten Jahren meines Dortseins auch gleichzeitig am Kgl. Gymnasium tätig war. Nachdem ich wegen Herzerkrankung meine dortige Tätigkeit hatte aufgeben müssen, war ich während zweier Winter in Italien als Kurgeistlicher tätig und nahm, sobald ich körperlich wieder mehr gefestigt war, früher gepflegte philologische und philosophische Studien in Göttingen wieder auf.

Für reiche Anregung und wissenschaftliche Förderung in den letzten Jahren weiß ich mich meinen Lehrern in Göttingen, insbesondere den Herren Professoren und Doktoren Baumann, Schroeder, Leo, Pohlenz, Wendland, Wackernagel, Weißenfels, Maier, Pietschmann, Rahlfs, Ranke und Schultz sowie Titius und Bousset von der hiesigen Georg-August-Universität zu aufrichtigem Danke verpflichtet; ganz besonders Herrn Geheimrat Baumann für jederzeitige gütige Beratung.